Der Autor ist
Joh: Carl Wetzel.

<36606318590014

<36606318590014

Bayer. Staatsbibliothek

L germ 170
252.

von Joh. Carl Wezel.

Ling. German.
Gramat. Var.
Pg. 1105.

Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen.

Dans la republique des lettres les opinions sont libres.

De la litterature allemande.

Leipzig,
im Verlage der Dykischen Buchhandlung,
1781.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS.

La plupart de nos litterateurs transportent dans leurs ouvrages le ton et les mots reçus dans la société actuelle, croyant leur donner un air d'aisance, mais ils ne font pas attention que le langage de nos cercles a suivi la corruption de nos moeurs, *que nombre de phrases aujourdhui en usage dans la conversation ne seroient pas comprises par nos ayeux* et qu'à force de vouloir polir *une langue deja trop pauvre*, à force de vouloir la plier à l'urbanité de nos jours, on la reduira à rien, on en fera un jargon rempli d'amphibologies, dont les mots n'auront plus de

signification reelle et qui influera necessairement, comme celà est deja arrivé, sur les ouvrages litteraires de tous les genres.

Esprit des Journaux. Janv. p. 110.

An Herrn ***.

Sie werden sich wundern, daß ich zur Vertheidigung einer Sprache auftrete, über die ich oft große Klage führte, und daß ich die Fehler einer andern aufsuche, der ich beständig große Vorzüge beylegte: Sie kennen meine Liebe zur französischen Sprache und Litteratur zu gut, um mich falsch zu verstehen und zu glauben, daß ich sie herabsetzen oder verkleinern will, wenn ich da Flecken finde, wo ihre Verehrer nichts als Schönheiten sehn: man kan an dem schönsten Gesichte ein paar Sommersprossen tadeln, ohne es darum für ein häßliches zu halten. Die Freunde der französischen Sprache unter uns sind in ihrer Bewunderung so feurig und so

verblendet wie Verliebte: an dem Abgotte ihrer Zuneigung wird selbst ein triefendes Auge oder eine krumme Nase zur Schönheit, und sie fürchten, ihre Geliebte schon dadurch zu erniedrigen, wenn sie nicht jeder Andern alles Verdienst absprechen.

So wird gegen unsere Sprache und Litteratur in der Schrift de la litterature allemande verfahren: sie ist mit zu vieler Einsicht, Kenntniß und Beurtheilung geschrieben, als daß die Ausländer den Aussprüchen des Verfassers wider uns nicht eben so viele Richtigkeit zutrauen sollten, wie sie in seinen Urtheilen über andere Sprachen finden werden. Gleichwohl kan man ohne Verwägenheit von ihm sagen, daß er vielleicht alle Sprachen besser kannte als die, worüber er die Verdammung aussprach; und er geht in seinem Vorurtheile wider diese arme Unschuldige so weit, daß er nicht nur alle Gründe für sie verschweigt, sondern auch Beweise wider sie braucht, die vor kei-

nem Richterstuhle gelten können: um uns zu beweisen, daß in unserm Vaterlande die schönen Wissenschaften kein glückliches Fortkommen gefunden haben, beruft er sich auf den Unsinn, den vor funfzig oder mehr Jahren ein teutscher Professor der Jurisprudenz in einer Zueignungsschrift an eine Königin, und ein elender Reimer an seinen Gönner schrieb. Wenn diese Beweisart gelten darf, so müssen die Franzosen eben so offenherzig gestehn, wie es der Verfasser in unserm Namen thut, daß die schönen Wissenschaften in ihrem Boden schlecht fortgekommen sind, weil einmal ein französischer Schriftsteller folgende herrliche Periode drucken ließ: Les pensées partent des vastes côtes de la memoire, s'embarquent sur la mer de l'imagination, arrivent au port de l'esprit pour être enregistrées à la douane de l'entendement. Ist „der Packhof des Verstandes" nicht völlig so viel werth als „eine Königin, die wie ein Karfunkel am Finger der Zeit glänzt?" Ist nicht der Lobspruch eines

französischen Leichenredners, der von einem Helden sagte, „daß seine Standhaftigkeit ohne Periode, und sein Muth ohne Komma gewesen wäre," *) von einerley Gehalt mit „den Strahlen, die ein Gönner auf einen armseligen teutschen Poetaster armsdick herabschießen soll?" — Wir alle begingen in unser Jugend Thorheiten, die wir im männlichen Alter bereuten oder belachten; und jede Nation schrieb einmal unsinniges Zeug, worüber sie in den reifen Jahren ihrer Litteratur spottet. Bewiesen dergleichen schriftstellerische Narrheiten nur das mindeste wider die ganze Nation, so müßten Franzosen und Engländer noch weiter im Geschmacke zurück seyn als wir; denn ich getraue mir, wenn es der Mühe werth wäre, unter beiden gleich viel abgeschmackte Stellen aufzutreiben, die in den schönsten Jahren ihrer Litteratur neben ihren besten Schriften gedruckt wurden.

*) Son courage etoit sans virgule et sa constance sans periode.

Wenn itzo in London und Paris weniger Unsinn erscheint als bey uns, so beweist es, daß dort die schöpferische Kraft des Genies erloschen ist, und daß daher keine Werke zum Vorschein kommen, die durch ihre Originalität und durch andere hervorstechende Vorzüge den Haufen der mittelmäßigen Geister zur Nachahmung reizen: die Schmierer können dort weiter nichts thun als tausendmal gesagte Sachen wiederkauen, und genießen also den traurigen Vorzug vor ihren teutschen Mitbrüdern, daß sie nicht abgeschmackt, sondern matt und langweilig sind. Wenn eins von beiden schlechterdings seyn soll, so ist mir der Narr allemal lieber als der Langweilige: über jenen kan ich doch lachen, aber dieser will mich bey langsamen Feuer zu Tode braten. Sobald bey einem Volke der Geschmack zu blühen angefangen hat, so ist es eine sichere Anzeige vom Wachsthum der Litteratur, wenn viel abgeschmacktes geschrieben wird: das ist die beste Zeit des Genies und der

Frauenzimmer, wenn sie viele Narren machen.

Eben so ruhig können wir bey dem Beweise bleiben, den der Verfasser von unser Sprache hernimmt, um uns sogar die Möglichkeit abzuleugnen, daß wir Werke des Genies haben können. Corneille, Racine, Moliere, Boileau fanden ihre Sprache nicht so gebildet, wie ihre Nachkommen sie aus ihren Händen empfingen: sie wurde es dadurch, daß diese Männer darinne dachten und schrieben. So lange Frankreich große Schriftsteller hatte, so lange änderte sich auch die Sprache; denn das Genie will allenthalben schaffen, die vorhandnen Sprachzeichen reichen niemals für seine Ideen zu: izt ist mit Voltaire und Rousseau der lezte Funke dieser Schöpferkraft ausgelöscht, und die Sprache wird still stehn, wenn sich die Nation auf der Stufe der Politur erhält, wo sie itzo steht. Die Rohigkeit der teutschen Sprache, wenn sie auch

das wäre, wozu sie der Verfasser macht, und was sie nicht ist, würde den großen Kopf gewiß nicht hindern, vortrefliche Sachen in ihr zu schreiben. Montagne's Versuche sind nicht darum so mittelmäßig, wie sie mir und vielleicht vielen Andern scheinen, weil er eine ungebildete Sprache fand, sondern weil er nicht Kopf genug hatte: für seine Zeit war er ein außerordentlicher Mann, und sein Buch vortreflich, aber besaß er so viel Genie als Corneille und die Zeitgenossen dieses Dichters, so bezwang er die Sprache. Das Teutsche hat sich seit Gottscheds Zeiten so sehr geändert, daß Personen aus dieser Periode, die mit der Litteratur nicht fortgingen, kaum im Stande sind, ein Buch aus der gegenwärtigen Epoke zu verstehn: sie finden andere Wörter, andere Redensarten, audere Konstruktionen: gleichwohl sind im Inneren der Sprache viel weniger Aenderungen vorgegangen als zwischen Montagne's und Corneille's Zeiten: daß wir in so kurzer Zeit größere Schritte tha-

ten als die Franzosen in einem so großen Zeitraume, rührt offenbar daher, weil der Zufall bey uns in wenigen Jahren mehr gute Köpfe zusammendrängte als bey unsern Nachbarn in vielen. Weder in Frankreich noch in irgend einem Lande der Welt wurde die Sprachverbesserung durch Grammatik und Wörterbücher bewirkt: das sind kleine Nebenhülfen: die Hauptsache bleibt immer, daß viele Köpfe, die Reichthum uud Mannichfaltigkeit der Ideen haben, in ihr denken und schreiben, dadurch alle Klassen der Begriffe mit Ausdrücken versorgen, den Stil mit Wendungen bereichern, ihm Kürze, Lebhaftigkeit, Stärke und Anmuth mittheilen.

Unsere Sprache mußte vier harte Stürze ausstehn — die Gottschedische Puristerey, die Verdrehungen und Verrenkungen der Klopstockianer, den Wielandischen Gallicismus, den pöbelhaften Provinzialismus und den Hans-Sachsismus —

wenn mir dies Wort erlaubt ist — der seynwollenden Genies und der Volksdichter. Schreibart und Geschmack erlitten die nämlichen Revolutionen — steife kalte ängstliche Korrektion, aufgedunsener Schwulst voller Bilder ohne Ideen mit ellenlangen Wörtern, seitenlange Perioden mit unendlichen Parenthesen voll Geschwätzigkeit, und endlich der kräftige Genie- und Volksstil mit abgestuzten Wörtern, mit alten Gedanken und neuen Reimen. Alles der natürliche Gang des menschlichen Geistes! Dreimal, viermal springt er über die Straße von einem Aeußersten zum andern hinüber und herüber, eh er das rechte Gleis trift: ich will hoffen, daß wir nun endlich einmal darinne sind. Vermuthlich meint der Verfasser dieses, als er sagte, „chacun manie notre langue selon son caprice:" es ging ihr allerdings, wie den Kindern, die jedermann im Hause hofmeistert: die Hexametristen gossen sie in hebräische, grie-

chische und lateinische Form, *) Andere zwangen ihr die französische auf, und Andre erniedrigten sie gar zur lieblichen Manier der Nußkrämerinnen, Handwerkspurschen und Meistersänger. Was that aber Ronsard anders, der seine Muse griechisch und lateinisch und alle Mundarten des ganzen Königreichs reden ließ? Da also aus der französischen Sprache, troz des vielen Hofmeisterns, etwas wurde, so hab ich die Hofnung, daß auch unsere glücklich durchkommen wird.

In allen übrigen Punkten außer diesem einzigen verfährt der Verfasser zu strenge mit uns: wenn er uns seiner Aufmerksamkeit mehr würdigte, so fänd er gewiß, daß wir weder so schlimm sind, als Er uns macht, noch so vortreflich, als uns einige patriotische Schwärmer

*) Unsere älteren Dichter reden fast Alle hebräischgriechisches Teutsch aus Luthers Bibelübersetzung: die Messiade, die Noachide und auch Gellert sind voll Hebraismen.

ausschreyen. Ein guter Vater untersucht erst die Fehler seines Kindes, ob sie vorsezlich oder unverschuldet sind, eh er schilt und straft: wir brauchen Hülfe; zu große Strenge könte uns leicht furchtsam und muthlos machen.

Wenn ich in den folgenden Anmerkungen die Fehler der französischen Sprache zuweilen aufdecke, so glauben Sie nicht, daß ich den Weg der Herren betrete, die die Franzosen zu demüthigen glaubten, weil sie ihnen alles Verdienst absprachen: um einen Verächter, wie die Herren Nachbarn allerdings gegen uns waren, ohne uns zu kennen, und einen Nebenbuler zu erniedrigen, muß man ihm seine Fehler beweisen und ihn übertreffen, ohne seine Verdienste zu kränken; und da ich nicht leicht erwarten kan, mit einer teutschen Schrift französische Leser zu finden, so ist sie mehr den Anbetern der ausländischen Litteratur unter uns bestimmt:

wir wollen uns selbst einmal sagen, daß der Himmel bey der Austheilung der Unvollkommenheiten uns und unsere Nachbarn gleich machte, und daß wir auch etwas werth sind. — „Herr,“ sagte ein Franzose zu einem Italiäner, der seine Nation über alle andre erhob; „Ihr Leute jenseits der Alpen mögt ganz „vortrefliche Leute seyn; aber wir dies„seits sind auch keine Schurken.“

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Wir schmeichelten uns mit der angenehmen Hofnung, daß unser Vaterland auf dem Schauplatze der europäischen Litteratur bald eine eben so glänzende Rolle spielen würde, wie Frankreich und England; und wir gingen in der Verwägenheit so weit, daß wir die Verachtung, womit diese beiden Nachbarn auf uns herabsehn, nicht unserm Mangel an Verdienst, sondern ihren Vorurtheilen, ihrer Unbekanntschaft mit unsern Schriftstellern und ihrer stolzen Eigenliebe zuschrieben. Einsichtsvolle Beurtheiler unter uns, die ihre eigene Nation eben so gut kannten als die fremden, gaben uns Recht, und die Umstände rechtfertigten unsere Einbildungen; denn die eifrigen Anhänger der französischen Litteratur, die sich in den Zeiten bildeten, wo wir noch keine Litte-

ratur hatten, nahmen immer mehr ab, und die Liebhaber der Muttersprache, die sich nicht schämten, ein teutsches Buch zu lesen, vermehrten sich mit jedem Jahre: wenn man auch in den Zimmern der Großen nicht viel teutsch sprechen hörte, so wurde doch zuweilen ein teutsches Buch französisch getadelt, oder zu seinem Ruhme gesagt, daß es nicht schlecht wäre: Musketiere legten zusammen und ließen sich Romane vom Bücherverleiher in die Wachstube holen; Bandhändlerinnen vertrieben sich in ihren Buden mit Lesen die müßige Zeit, wo ihrer Ware die Käufer fehlten, und selbst Theologen bekamen eine kleine Lüsternheit nach galanten Schriften, ohne sich des Vergnügens zu schämen, das ihnen ein Roman oder ein Schauspiel machte; wir wurden von Holländern, Dänen, Polen, Russen und sogar von Franzosen übersezt, und ein französischer Schriftsteller*) beschwerte sich schon über Germanomanie; alle Seuchen stellten sich ein, die ein ausgebreitetes Bücherlesen zu begleiten pflegen,

*) Dorat.

affektirter empfindsamer oder witziger Ausdruck im Umgange und in Briefen, belesene Frauenzimmer, die mit ihrer Romanengelehrsamkeit Jedermann von sich scheuchten, Sucht nach Schöngeisterey, deklamirende Prediger, blühmelnde Philosophen; unser Buchhandel wuchs zu einem beträchtlichen Zweige der bürgerlichen Betriebsamkeit an, und wenn gleich die Ware, die er in den Umlauf brachte, nicht allemal gut war, so mußte doch Verbrauch und Nachfrage stark gewachsen seyn, weil der Markt überführt wurde. Wer sollte sich bey diesen und andern günstigen Umständen nicht die süße Einbildung erlauben, daß wir in den schönen Wissenschaften schon **einige Schritte** gethan haben müßten? Wen sollten so schmeichelhafte Aussichten nicht mit Muth beleben, eine Sprache vollends ausbilden zu helfen, die er bald unter polirten und unpolirten Nationen ausgebreitet zu sehen hofte?

Mitten in unserm patriotischen Traume erscheint eine Schrift, die uns nicht blos beweisen will, daß wir **wenig**, sondern daß

wir **gar nichts** gethan haben: ihr Verfasser hört in unser Sprache noch immer nichts als einen Jargon (S. 8.) ohne alles Angenehme, mit dem ein Jeder nach Willkühr umgeht, Redensarten, die ohne Wahl gebraucht werden; er beschwert sich, daß man die bedeutungsvollsten und passendsten Worte vernachlässigt und die Gedanken in einem Meere von Zwischensätzen (mers episodiques) ersäuft. Er fragt nach unsern Homeren, Virgilen, Ciceronen und **kennt keinen** unter unsern Schriftstellern als Gellert, Kanitz, Geßner, Masco, Quant und einen Ungenannten, der ungereimte Verse voller Harmonie gemacht hat, die aus Daktylen und Spondäen bestehn und dem Ohre angenehmer schmeicheln, als man es von unser Sprache erwarten sollte; auf unserm tragischen Theater findet er nichts als finstre Verliebte, die entweder auf Stelzen gehn oder im Kothe herumkriechen und insgesamt weder zu rühren noch zu interessiren wissen; von unsern Lustspielen ist ihm nur **der Postzug** bekannt, dem er das Lob giebt, daß

Moliere diesen Gegenstand nicht besser behandelt hätte; und weil er nur diese wenigen kennt, so zieht er daraus den traurigen Schluß, daß bis izt die schönen Wissenschaften auf unserm Boden nicht fortkamen, daß wir zwar Philosophen, aber keine Dichter und Redner besitzen.

Diese Beschuldigungen sind hart, doppelt hart, weil wir sie nicht verdienen, und weil sie uns den Ausländern in einem falschen nachtheiligen Lichte darstellen. Wir gestehen mit teutscher Aufrichtigkeit, daß wir später, als unsere Nachbarn, anfingen uns zu bilden; wir geben ihnen sogar zu, daß sie in vielen Stücken unsere Lehrer waren, und daß wir ihnen in allen Theilen der Litteratur in Ansehung des Reichthums an guten Produkten noch nicht gleich kommen: aber ein Opfer unser Aufrichtigkeit wollen wir nicht werden und uns für schlechte Schüler bekennen, die dem Unterrichte ihrer Vorgänger Schande machen: sie zwängen uns zur Undankbarkeit, wenn sie ein solches Geständniß von uns verlangten, und wir sind ungerecht gegen

uns selbst, wenn wir es ihnen thun. Je leichter die teutschen Verehrer des Französischen die angezeigten Beschuldigungen für ein Bekenntniß annehmen möchten, da die Schrift, worinne sie stehen, in ihrer Lieblingssprache geschrieben ist, und keiner unter ihnen größere Bekanntschaft mit unser Litteratur hat als der Verfasser; je mehr scheint der Patriotismus eine Rechtfertigung zu fodern, die wir außerdem nicht bedürften.

Gleichwohl soll meine Schrift weder Widerlegung noch Berichtigung seyn: die Gedanken des Verfassers werden mir blos zum Leitfaden dienen, um meine Meinung über unsere **Sprache, Gelehrsamkeit** und unsern **Geschmack**, über die Fehler, deren man sie mit Grund beschuldigen kan, und die Mittel zu ihrer Verbesserung darzulegen. Dans la republique des lettres les opinions sont libres, sagt der Verfasser: und warum sollte ich nicht unter dem Schutze dieser Freiheit eine gute Sache vertheidigen, die mich selbst so nahe angeht, weil es Teutschlands Sache ist?

I.

Sprache.

Die Fehler, die man unser Sprache zum Theil mit Recht, zum Theil mit Unrecht vorrückt, sind — **Rauhigkeit des Klanges, Mangel an Festigkeit, Zweideutigkeit, Armuth, Mannichfaltigkeit der Mundarten, Weitschweifigkeit.**

Unsere Sprache schmeichelt dem Ohre nicht wie eine Flöte, das können wir nicht läugnen: sie ist mit Konsonanten überladen, besonders mit dem unangenehmen R sehr geplagt; die Konsonanten sind auf eine disharmonische Art in vielen Wörtern zusammengedrängt, und unsere Aussprache macht sie noch härter; wir haben viele einsilbige Wörter, die wir im Sprechen zusammenhängen, wir machen dadurch unsere Rede noch ärmer an Vokalen und vermehren das Zusammenstoßen der Konsonanten: auch ist der Klang eines uns

eigenthümlichen Diphthongen, des **au**, nicht angenehm. Alles dies sind Wahrheiten: **schnarren, harren, schlüpft, hüpft, Zunft, schaun, traun, Fürscht** (statt **Fürst**), **'r hat m'r 's g'geben**, (statt **er hat mir es gegeben**) sind unstreitig keine Töne, die zum Entzücken hinreißen.

Aber haben die Franzosen Ursache, sich in diesem Punkte über uns zu erheben? In ihren häufigen Nasaltönen, ihren gehäuften gelinden und starken **sch**, (ch, j, g) im öftern Zusammentreffen des u und i, die bey ihnen nur zwey verschiedene Gattungen Eines Hauptton sind, in ihren dumpfen und stummen e, ihren vielen kleinen Wörterchen, die sie in der Aussprache zusammenziehen, findet fürwahr mein Ohr auch keine bezaubernde Reize: **reschersch, schüsche', schanschmang, schorsch, sche scharsche', schanger, rarefaksion** (recherche, jugé, changement, George, j'ai chargé, genre, rarefaction) alle diese und ähnliche Wörter wird gewiß Niemand für sehr melodisch erkennen: wie uns die **mm, rr, ss, tt**, belästigen, so treffen

bey den Franzosen ue, ua, oui, und andere Vokalen auf eine übelklingende Art zusammen.

Man kan über den Wohlklang einer Sprache kein Urtheil fällen, so lange man sie blos geschrieben sieht; denn bekanntermaßen werden einerley Zeichen in einer jeden ganz anders ausgesprochen: z hat in der einen den Ton des ſ, in der andern eines tſ; au ist im Französischen o, und bey uns ein häßlicher Ton; en bey uns angenehm, und bey den Franzosen ein widriges ang. Es kommt daher nichts darauf an, ob die Wörter mit Konsonanten angefüllt sind, sondern alles auf die Art, wie die Konsonanten ausgesprochen werden, und wie die Aussprache einen in den andern gleichsam verflößt: ein sehr überzeugendes Beispiel ist das Polnische, das man sich nicht auszusprechen getraut, ohne etwas im Halse zu zerreißen, so drängt sich Konsonant an Konsonant in ihren Schriften, und gleichwohl hab' ich es reden hören, ohne daß meine Ohren die mindeste unangenehme Empfindung dabey ausstehen mußten. Eben

so wenig kan man eine Sprache sogleich für melodisch erklären, wenn sie reich an Vokalen ist; es ist erst die Frage, wie sie ausgesprochen werden, und wie sie auf einander stoßen. Wollte man das Griechische nach der Zusammensetzung seiner Silben beurtheilen, so käme man gewiß nicht auf den Einfall, es die Sprache der Musen zu nennen: das φ ist äußerst beleidigend, wie **wir** es aussprechen, (pf) und doch war es im Munde des Griechen nach Quintilians Zeugniß der lieblichste Ton: **Riparographos, Pliktrophoros, Ektmisis, Pemptos**, die Adjektifen in **oos** und die Zeitwörter in **oo**, (**periploos, periploo**) ihre Substantifen in **ia**, (**synedria**) die unendliche Menge kleiner Wörterchen, die den griechischen Vers anfüllen, (γε, τε, κε, ἀν) behagen meinem Gefühle nicht, wenn ich sie **teutsch** ausspreche; aber es ist sehr wahrscheinlich, daß durch eine unmerkliche Schwächung des Tons in einem griechischen Munde zwey **oo**, **ii**, sich ungemein sanft in einander verloren, und daß die kleinen Wörterchen sich an die

größern oder an einander anhingen und dadurch den Gang des Verses nicht stolpernd machten, wie es die unsrigen in unsern Hexametern leicht thun. Es mag vermuthlich vielen Römern mit dem Griechischen so gegangen seyn, wie vielen unter uns mit dem Französischen: sie fanden es lieblicher, sanfter und wohlklingender, weil es ihre Muttersprache nicht war, und weil es ihrer Eitelkeit schmeichelte, eine andere Sprache zu reden als das gemeine Volk: wir sagen es den Römern auf Treu und Glauben nach und stellen uns um so viel mehr Wunderwerke des Wohlklangs unter dem Atticismus vor, weil wir nie einen Attiker reden hörten. *)

*) Ich will hierdurch nicht beweisen, daß die griechische Sprache nicht wohlklingend war, sondern daß wir über ihren Wohlklang nicht urtheilen können und uns also eben so wenig übertriebenes Lob, als Tadel, erlauben müssen, weil wir weder die wahre Aussprache ihrer Vokalen und Diphthongen, noch ihren Nationalaccent kennen.

Aber rauh oder lieblich, hart oder wohlklingend! unsere Sprache ist nun einmal, was sie ist, und wir können eben so wenig ihren Charakter, als unsern eigenen, umschmelzen. Art zu denken und zu empfinden, Temperament, moralischer Charakter, Sitten, Bildung, Sprache — alles das hängt so genau zusammen, daß uns eine sehr sanfte fließende Sprache nicht gut stünde: **einige** Rauhigkeit wird ewig an uns zurückbleiben: wir haben uns blos gemildert wie unser Klima, das freilich nicht mehr so streng ist, als da man noch neun Tagereisen im hercynischen Walde thun konte, das aber nie seine Strenge ganz verlieren wird. Allein wenn die alten Sachsen und Thüringer unter ihren Auerochsen, Büffeln, Wölfen, Sümpfen und Wäldern keine Sprache mit süßtönenden Wörtern erfanden, folgt daraus, daß man mit diesen rauhen Tönen keine große, erhabne, starke, schöne, scharfsinnige, witzige Gedanken, keine schöne Bilder, keine Leidenschaften und Empfindungen ausdrücken kan? Will man auch den Beweis nicht gelten las-

sen, den wir aus unser Litteratur wider eine solche Folgerung hernehmen könten, so widerlegt die englische alle Zweifel, die man darüber haben kan: in dieser zischenden harten Sprache haben Pope, Swift, Addison, Thomson und Andre so viele trefliche Gedanken und Bilder ausgedrückt, so viel Witz und Scharfsinn gesagt, als man vergeblich in allen Griechen sucht, und hingegen die Italiäner brachten mit ihrer vokalenreichen Sprache nichts als schöngereimte Verse hervor, die dem Ohre schmeicheln und nicht allemal sonderlich viel zü denken geben. Wenn nur der **Geist** hinlänglich befriedigt wird, so muß sich das Ohr behelfen, so gut es kan, insofern sich das Rauhe und Harte nicht wegnehmen läßt, ohne der wesentlichen Einrichtung der Sprache Gewalt anzuthun.

Dessen ungeachtet bin ich nicht der Meinung, daß man dem Teutschen keinen höheren Grad von Wohlklang geben kan, als es hat; allein dies läßt sich nicht so wohl durch Veränderung der Silben, durch Wegwerfung der Kon=

sonanten und durch Einschiebung der Vokalen thun, sondern vielmehr **durch eine melodische Stellung der Wörter**: wir müssen bey der Wahl der Redensarten, bey der Anordnung des Perioden darauf sehen, daß unsere kleinen Wörterchen nicht zu gehäuft hinter einander dahinstolpern; wir müssen die Vokalen wegwerfen, wo der Sinn einen starken Fall in der Rede verlangt, und sie sorgfältig beibehalten, wo sie den Gang des Perioden fließender machen; wir müssen die häufige Wiederkehr desselben Wortes, der nämlichen Silben und Töne und vor allen Dingen die Nachbarschaft solcher Wörter vermeiden, wo die zusammenstoßenden rauhen Konsonanten zu unangenehm in den Ohren rasseln: mit einem Worte, wir müssen mehr auf **oratorischen**, als auf **grammatischen** Wohlklang denken. Wer von Natur keine Musik im Ohre hat, oder sie durch das Lesen ausländischer Dichter und Redner nicht erlangen kan, dem werden freilich keine Regeln noch Vorschriften dazu verhelfen. „Dieser junge Mensch lernt niemals fin-

„gen; denn er hat kein Gehör," sagen die Singemeister; und aus dem nämlichen Grunde kan man von einem Schriftsteller sagen, daß aus seiner Feder, selbst in der wohlklingendsten Sprache, holpriche und rauhe Verse kommen werden.

Es ist nicht zu läugnen, daß wir in diesem Punkte ein wenig zu nachlässig und zu nachsichtig sind — so nachlässig, daß noch izt **Schönschreiber, Schönschreiberey, Periodendrechsler, Wortwähler** in dem Munde mancher Autoren Schimpfnamen sind; und vor einigen Jahren entstand sogar ein förmliches Bündniß wider alle schöne und richtige Schreibart, die von diesen Vertheidigern des regellosen Styls ohngefähr so verworfen wurde, wie die Atheisten einen Gott läugnen, weil sie sich zu schwach fühlen, ihm zu gehorchen. Je mehr sie gegenwärtig in verdiente Verachtung gerathen sind, je dreister kan man das Beispiel der lateinischen Redner hierinne zur Nachahmung empfehlen. Die Regeln, die Cicero und Quintilian über Numerus und Wohlklang gaben,

lassen sich mit den nöthigen Veränderungen um so viel mehr auf unsere Sprache anwenden, je mehr sie wegen der Freiheit, womit sie Säße und Perioden anordnen kan, der lateinischen nahe kommt, und je mehr sie dadurch des oratorischen Wohlklangs fähig wird.

Es giebt in der Schreibart, wie in der Musik, Melodie und Harmonie — **Melodie**, insofern die Töne, Silben und Wörter auf eine angenehme, dem Ohre schmeichelnde Art hinter einander folgen; **Harmonie**, insofern die Anordnung des Perioden und der Fall der Wörter (cadence) nicht nur mit dem Gedanken und der Empfindung, die darinne ausgedrückt wird, sondern auch mit dem Ganzen übereinstimmen, wovon dieser Periode ein Theil ist. Wer den rauhen Zusammenstoß der Konsonanten und die Zusammendrängung der kleinen Wörterchen vermeidet; wer seine Worte so wählt und ordnet, daß in jedem Saße, wenn man ihn skandirte, eine Mannichfaltigkeit und Abwechslung von Silbenfüßen, weder lauter hüpfen-

de Daktylen, noch lauter einförmige Jamben, Trochäen oder träge Spondäen enthalten wären; wer diese und ähnliche Regeln beobachtet, der schreibt **melodisch**: wer seine Wörter so wählt und stellt, die Sätze seines Perioden so anordnet, daß bey starken, spielenden, erhabnen, scherzhaften Gedanken, bey rauhen, sanften, düstern, frölichen Empfindungen auch die Rede munter und frölich dahinhüpft, oder schwer und träge fortschleicht, tändelnd oder feyerlich wird, der schreibt **harmonisch**. Auch hier kommt uns unsere Sprache außerordentlich zu statten: sie hat sehr viel Wörter, wie „Abwechslung, abschlägig“ die zwar den versificirenden Schriftsteller ein wenig quälen, dem Prosaisten aber desto bessere Dienste thun, weil sie verhindern, daß seine Melodie nie zum Verse wird.

Man verstünde mich sehr falsch, wenn man glaubte, daß sich nach meiner Meinung der Prosaist hinsetzen und Silben abzählen sollte: die größte Mühe thäte hier den größten Schaden. Wer einen Gedanken stark ausdrücken will, muß stark dabey empfinden,

und wer seiner Empfindung den Gang der Rede anpassen will, muß eine schnelle Beurtheilung haben, die ihm ohne mühsames Suchen und Abmessen Ausdrücke und Worte in der Ordnung eingiebt, wie es Gedanke, Empfindung und Absicht des Ganzen verlangen. Wie der Offizier, der ein Regiment stellen will, seine Linien nicht nach Schnur und Winkelmaaß, sondern nach einem militarischen Augenmaaße (coup d'oeil militaire) ordnet, so muß die Seele bey jedem Gedanken und jeder Empfindung sogleich mit Einem Blicke die schickliche Stellung der Ausdrücke und Worte übersehen; und wie der Soldat sein Augenmaaß theils von der Natur empfängt, theils durch Uebung erlangt, so kan auch der prosaische Schriftsteller das seinige nur daher erwarten. Einige allgemeine Regeln lassen sich wohl geben, um den Anfänger in das Gleis zu führen; aber gute Muster müssen das hauptsächlichste thun: man drücke durch das Lesen der römischen Schriftsteller, die auf die Bildung des Perioden Fleiß verwandten, seinem Gefühl eine Menge Mo-

delle und seinem Ohre das Taktmaaß (mensura) ein, das Cicero zum Redner verlangt: aber wehe dem unglücklichen Prosaisten, der einen einzigen Perioden im Cicero oder Tacitus **vorsezlich** nachahmen will! Die französischen Schriftsteller und unsere guten Dichter, die in poetischer Prose geschrieben haben, können hier gleichfalls nüzliche Dienste thun: die englische Prose ist in den besten Autoren oft zu weitschweifig, und eigentliche Prosaisten, die ihre Schreibart ausgefeilt haben, besitzen wir noch zu wenig, um unter uns Muster vorzuschlagen, und die dazu dienen können, sind zu bekannt, als daß ich sie nennen sollte.

Wir können noch mehr thun, die Rauhigkeit unser Sprache zu mindern: was hilft uns alle Mühe, unsere Schreibart geschmeidig und wohlklingend zu machen, wenn unsere Wörter ein spröder harter Stoff sind, den man nicht bearbeiten kan? Wir müssen sie beschneiden, so sehr es möglich ist, ohne unverständlich zu werden, Konsonanten ausmerzen und Vokalen zurückrufen.

Es ist unbegreiflich, welcher Dämon uns eingab, mit den Vokalen so verächtlich umzugehn, als wenn wir sie zu entbehren hätten: allenthalben haben wir sie ausgestoßen, selbst wo die Sprachanalogie sie nöthig machte: an den großen Sturm, den sie noch vor kurzem von den Vokalenwürgern ausstehen mußten, wollen wir nicht einmal gedenken. Nach der Regel sollten wir **liebet, höret, hüpfet, schlüpfet, starret** sagen; und wegen einer eingebildeten Kürze und eines Nachdrucks, wo keiner möglich ist, sagen wir allgemein **liebt, hört, schlüpft, hüpft, starrt**, ohne uns der Sünde zu schämen, daß wir muthwillig, wie stolze Bettler, den kleinen Reichthum wegwerfen, den wir noch haben. **Hörete, sagete, starrete, liebete, hüpfete** könte itzo Niemand mehr ertragen; und gleichwohl läßt sich nichts härteres denken, als **hüpfte, liebte, betrübte, tanzte.** Wir sehen aus diesen wenigen Beispielen, daß der Vorwurf der Rauhigkeit nicht unsre Sprache trift, sondern uns, die wir ordentlich darauf sannen, sie rauher zu ma-

chen, als sie ursprünglich war. **Liebete** kan jeder Ausländer ohne Mühe aussprechen, da ihm hingegen „**liebte**“ ungleich schwerer seyn wird: vermuthlich sind unsere Reimer Schuld daran, daß diese **e** allmälich verwiesen wurden, weil sie sich in ihre Alexandriner und Jamben nicht fügen wollten: hätten Opitz und seine Nachfolger in Hexametern gedichtet, so wären die Exulanten gewiß ungekränkt beibehalten worden, weil sie gute Daktylen machen.

Mit gleicher Verschwendung reißen wir „**dem Glücke, dem Manne, dem Holze**“ das **e** ab.

Die **e** am Ende der Wörter haben fast in allen mir bekannten Sprachen eine große Verfolgung ausstehn müssen: der Franzose würdigt die meisten nicht der Ehre, daß er sie ausspricht: der Engländer begegnet ihnen oft mit der nämlichen Verachtung oder giebt ihnen den Ton des **i**; und unter uns sieht es noch immer in manchen Büchern aus, als wenn der Verfasser eine Jagd mit den armen **e** gehalten hätte. Sie haben sich ein wenig

zu stark eingedrungen, das ist wahr; aber sie ohne Unterschied niederzuhauen, wo sie sich nur blicken lassen, ist Unbilligkeit gegen uns selbst, weil wir uns die Sprache hart machen. Die Regel sey also: „jedes **e** muß ungekränkt „bleiben, wenn es ein grammatisches Merk„mal ist." Z. B. **jed' Erfahrung**, ist nicht zu dulden; denn das **e** ist hier das Merkmal der weiblichen Endung. **Er lobt' ihn** — hier ist das weggeworfne **e**. das Merkmal des Imperfektums. **Jed' erhabn' Empfindung**; wer kan das ertragen? Hingegen, **ich hab' es, wie wär' es, ich belohn' ihm**, läßt sich eher vertheidigen. **Mit all seiner Kraft**, ist oben drein grammatisch unrichtig: es muß nach der Regel heißen, **mit aller seiner Kraft, mit allem seinen Stolze**, und nicht, **mit all seinem Stolze**, welches ein Provinzialfehler ist, ohne an die Härte zu gedenken.

Unsere Komparatife, wenn sie deklinirt werden, sind unausstehlich: **größerer, mehrere, mehrern, rauschenderer, glücklicherer** sind kaum anzuhören: wenn nun

noch oben drein ein so liebliches Nennwort hinzukommt, wie „**größerer Eroberer,**" so ist es gewiß kein Wunder, wenn Ausländer ein paar so fürchterliche Worte nicht aussprechen können, ohne sich im Halse Schaden zu thun.

An den Wörtern „**schimmlicht, sandigt, gebirgicht,**" und ähnlichen sollten wir durchaus das **t** wegwerfen: die Adjektife in **ich** und **ig** sind die wohlklingendsten in der ganzen Sprache, die wir uns durch keine unnöthige Konsonanten verderben müssen; und wir können diese Aenderung um so viel mehr unternehmen, da in einigen Gegenden wirklich so gesprochen wird. *)

Wie wär' es, wenn wir einige vertriebne **e** zurückberiefen? — Daß wir es in **sagete, tanzete** und ähnlichen thun sollten, mag ich nicht rathen: der einförmige Klang der beiden lezten Silben ist **für uns** unangenehm, obgleich vielleicht für Ausländer weniger als

*) **Unserer Sprache** (de und à notre), ein **anderer Gebrauch**, können wir ohne Unverständlichkeit in **unser** und **ander** per apocopen verwandeln, wie die Lateiner statt fructui, fructu gebrauchten.

die Härte, die der Zusammenstoß der Konsonanten verursacht, wenn wir „hüpfte, tanz„te“ sagen und schreiben: allein für die Zurückberufung des **e** in „**er liebet, er hüpfet,** „**er springet**“ und andern dritten Personen der gegenwärtigen Zeit erkläre ich mich ohne Bedenken; doch mit Einschränkung: nur in dem Falle sage man „**höret, liebet,**“ wenn entweder eine lange Silbe oder nicht mehr als Eine kurze darauf folgt. Z. B. „Sieht „er uns an?“ — Diese Frage kan auf eine dreifach verschiedene Art ausgesprochen werden, weil sich nach Beschaffenheit des Sinns der Accent auf eine dreyfache Art legen läßt:

1) Siehet E r uns an? (est-ce le mari ou le frere qui nous regarde?)
2) Siehet er u n s an? (est-ce nous qu'il regarde?)
3) Sieht er uns a n? (est-ce qu'il nous regarde?)

Im ersten Falle ist „Sihet“ angenehmer für das Ohr, weil eine **lange** Sylbe folgt; im zweiten, weil nur **Eine kurze** hinter drein kommt; und im dritten giebt „Sieht“

der Rede einen bessern Fall, weil es von zwey kurzen Sylben begleitet wird.

Mit etwas mehr Schwierigkeit können wir uns von dem Gebrauch der rasselnden Komparatife befreyen: der Ausdruck litte oft zu sehr, wenn wir „größerer, stärkerer“ und andere dergleichen vermeiden wollten. Gleichwohl ist es nicht unmöglich: zuweilen können wir dem Ausdrucke eine Wendung geben, die den Komparatif unnöthig macht, zuweilen lassen sich auch Veränderungen in der Sprache vornehmen, die ich in einer Tabelle darstellen will.

I) Bey einsilbigen Adjektiven.

a) Er war ein **größerer** Mann: — dafür könte man vielleicht sagen: „er war **mehr** ein großer Mann „als u. s. w.“

b) Um die Folgen **größerer** Anstrengung zu vermeiden. — Hier kan man sich sehr leicht helfen; denn man darf nur sagen „einer größ„seren Anstrengung.“

c) Mit **größerer** Angst, — kan in der Prose dadurch vermieden werden, daß wir „**mit mehr Angst**, **mit** „**mehr Freude**“ sagen; aber wie in Versen, da sich dies in keines von unsern Silbenmaaßen fügen will?

II) Bey zweisilbigen Adjektifen. **Glücklich, selig.**

a) Ein **glücklicherer** Erfolg — eine **glücklichere** Frau — ein **seligeres** Gefühl.

b) eines **glücklicheren** Erfolgs — einer **glücklicheren** Frau — eines **seligeren** Gefühls.

c) der Genuß **seligerer** Freude — mit **abscheulicherer** Mine.

In allen diesen und ähnlichen Fällen sind die Komparatife unausstehlich, und wir thäten unstreitig wohl, wenn wir bey Adjektifen von zwey oder mehr Silben ganz von der gewöhnlichen Regel abgingen und die Komparatife nach Art der Engländer und Franzosen machten.

a) „Ein **mehr glücklicher** Erfolg,“ oder „**mehr glücklicher** Erfolg „hat seine Mühe belohnt als vor= „mals.“

Sie ist **mehr eine glückliche** Frau als Alle ihres Gleichen.

Ein **mehr seliges** Gefühl ist noch in keines Menschen Seele gewesen, als wir damals empfanden.

b) Die Freuden eines **mehr glückli=chen** Erfolgs.

c) Der Genuß **mehr seliger** Freude.

Mit **mehr abscheulicher** Mine, oder, mit einer mehr abscheulichen Mine sah er mich an, als der Löwe u. s. w.

Statt: „Der Genuß **erhabnerer, größe=rer** Freuden,“ sage man, „der Genuß „**mehr erhabner, mehr großer** „Freuden.“

Die Regel wäre also: 1) bey Adjektifen von zwey oder mehr Endungen (glücklich, un=glücklich, langsam, spashaft) mache man den Komparatif, wenn er vor dem Nennworte

zu stehen kommt, allemal mit „**mehr.**" Der Grund ist, weil wir Wörter, die aus Einer langen und drey kurzen Silben bestehn, sehr unbequem aussprechen können — **glücklichĕrĕ**; besonders wenn das Nennwort auch mit einer kurzen Silbe anfängt — **glücklicherer Erfolg**: im Sprechen verschlucken wir deswegen eine. 2) Bey Adjektifen von Einer Endung mache man den Komparatif alsdann mit „**mehr**", wenn nach der Regel der Deklination das Wort sich mit **rer** endigen müßte — **größerer, höherer.** Oder noch kürzer: „man mache den Komparatif allemal „mit „mehr", wo sich nach der gewöhnlichen „Regel das Wort mit einer langen und drey „kurzen Silben (seligere) oder mit „**rer**" „schließt." Steht am Ende des Worts schon ein **r**, „**rar, mehr**," so ist es ganz unerträglich, „**rarer**, mit **mehrern** Personen" in manchen Büchern zu lesen: „seltner" ist ungleich besser, und „mit **mehr** Personen" drückt nicht das mindeste weniger aus.

Unsere Substantife in „**rer**" (Lehrer, Hörer, Zuhörerin) können wir unmöglich los-

werden, ſo wenig als die **mpf, nft,** (Zunft, ſtumpf) und andere ſolche Lieblichkeiten: ſie ſind eine Art von Fluch, der auf unſer Sprache liegt, ein Andenken an die Rauhigkeit unſer Stammväter. **Eroberer** iſt ſo hart wie der Charakter, den es ausdrückt: warum ſagen wir nicht lieber, „**Erober**“? Es iſt wider die Analogie; aber iſt es nicht mehr werth, wenn wir die Rauhigkeit dadurch mildern können? **Pfarrer** iſt unerträglich; warum nicht lieber „**Pfarr**“? wie man auch im Umgange ſagt.

Alle dieſe Aenderungen, die ich blos als Probleme vorlege, laſſen ſich ſehr leicht durchſetzen, weil ſie die guten Schriftſteller, die wir ſchon haben, nicht unverſtändlich, ſondern nur ein wenig rauher machen, welches die erſten Schriftſteller bey allen Nationen ſind. Uebrigens beweiſt alles bisher geſagte, daß die Rauhigkeit unſer Sprache weder ſo ſchlimm, noch ſo unheilbar iſt als ihre Feinde vorgeben: betrachtet man die Miſchung der Vokalen und Konſonanten, ſo hat wenigſtens die franzöſiſche keinen Vorzug vor der unſri-

gen; die Mängel beider Sprachen in dieser Rücksicht werden sich ziemlich aufheben, wenn man eine genaue Berechnung anstellt, wie schon die kleine Probe zeigt, die ich gemacht habe: untersuchte man aber beide tiefer in Absicht auf die Beschaffenheit und Mischung der Sylben und den prosodischen Bau der Wörter, so gebührt der teutschen ohne allen Zweifel der Vorzug. Die französischen Silben haben alle fast Eine Länge: der wirklich kurzen giebt es so wenig, daß sie beinahe für keine gelten: „abominable“ hat eine einzige kurze Sylbe (ble); denn mi ist blos etwas weniger lang als a-bo-na: aisément, rencontre, facilité; que ton absence me rend amere la vie que tu m'as rendue; wie sehr verbittert mir deine Abwesenheit das Leben! — Wenn es hier der Ort wäre, mit mehr Beispielen die Vorzüge des Silbenbaues in unsern Wörtern aus einander zu setzen und ihn mit dem englischen und französischen zu vergleichen, so sollte mir es leicht seyn zu beweisen, daß unter den heu-

tigen ausgebildeten Sprachen keine die unsere in der Mischung der langen und kurzen Silben übertrift.

Wir wunderliche Teutsche haben in allen Stücken das Unglück, daß wir unser Gutes nicht kennen: wir beschweren uns über unsere Sprache und verachten sie gegen eine fremde, die nichts vor ihr voraus hat, als das günstige Schicksal, daß sie durch zufällige Umstände die allgemeine Sprache in Europa wurde. Die französische hat unstreitig ihre Annehmlichkeiten, aber unsere auch: der geringe Grad von Härte, den wir etwa mehr haben möchten, der aber doch außerordentlich wenig beträgt, läßt sich mildern, und in der Abwechslung der langen und kurzen Silben ist die französische so sehr versäumt, daß selbst manche Schriftsteller, die darinne geschrieben haben, sie einer großen Einförmigkeit beschuldigen.

„Depourvû d'agrément,“ wie der Verfasser das Teutsche nennt, kan es nur im Munde eines Menschen seyn, der es schlecht spricht; aber alsdann ist jede Sprache in der

Welt ohne Annehmlichkeit. Man höre Franzosen ohne Erziehung oder aus manchen Provinzen ihre Sprache reden, und man wird finden, daß sie alsdann eben so sehr depourvû d'agrément ist, als wenn ein Oesterreicher oder Bayer oder ein Brandenburger von gemeinem Stande teutsch spricht; und reden unter uns Personen aus den Ständen, wo niemand in Frankreich nicht wenigstens leidlich gut spricht, ihre Muttersprache schlecht und folglich ohne Annehmlichkeit, so liegt die Schuld an ihnen, weil sie ihr Teutsch von Lackeyen und Kammerjungfern lernten und es mit niemandem sprachen, der es besser sprach als ihre Lehrmeister. Die rauhe Aussprache ist ohne Zweifel eine von den Hauptursachen, warum das Teutsche manchen Ausländern rauh zu seyn scheint; allein wie soll sie sich bilden, wenn wir bey der Erziehung gar keine Rücksicht darauf nehmen? wenn die Bemühung nach einer guten Aussprache vielen sogar lächerlich vorkommt? wenn das Teutsche aus allen Gesellschaften verbannt wird, die Anspruch auf Eleganz in Sitten und

Lebensart machen? In feinen Gesellschaften, vom Schauspieler und Erzieher muß die gute Aussprache gebildet werden: der Schriftsteller bildet, als Dichter, als Redner, als Philosoph, die innere Güte der Sprache. Es sey Kleinigkeit; aber wenn man es in der Muttersprache für Kleinigkeit hält, warum ist uns eine gute Aussprache im Französischen so wichtig? oder warum legen wir unser Muttersprache etwas zur Last, dessen Verbesserung wir für Kleinigkeit erkennen?

So viele Provinzen oder Distrikte in einem Lande, so viele Aussprachen: dies war vom Anbeginn der Welt und ist noch itzo durch alle vier Welttheile: jeder Theil der Nation hält seine Aussprache für die beste; jede hat eigene Annehmlichkeiten und eigene Fehler; und wenn wir eine für schlecht erklären, so heißt das weiter nichts gesagt, als daß sie nicht mit der unsrigen übereinstimmt, die wir gewohnt sind: die wahre beste Aussprache ist in jedem Lande so sehr ein Problem, wie die wahre gute Lebensart, und wenn irgendwo eine dafür erkannt wird, so

ist sie nicht wegen ihrer Vollkommenheit, sondern durch zufällige Umstände zu dieser Ehre gelangt. Der Einwohner der Provence, der Normandie, wird dem Pariser nicht zugeben, daß er besser ausspricht; und der Pariser wäre ein Thor, wenn er jenen den Vorzug einräumte. Nichts mehr und nichts weniger thut bey uns der Wiener, der Berliner, der Hamburger, der Leipziger: Alle befolgen den Grundsatz, der durch die ganze menschliche Natur von einem Pol zum andern herrscht, daß Jeder nur das für das beste hält, was ihm durch die Gewohnheit eigen geworden ist. Wenn Jemand aus der Provinz nach Paris kommt, so fällt seine Aussprache auf; kommt er von Paris in die Provinz, so fällt die Pariser auf: das nämliche geschieht bey uns, wenn einer von Berlin nach Wien, oder von Wien nach Berlin kommt.

Wenn sich also gleich keine Provinz den ausschließenden Besitz der besten Aussprache **aus Gründen** anmaßen kan, so giebt es doch in jeder Provinzialaussprache eine gute und eine schlechte; und diese gute besteht dar-

inne, daß man den Ton, den die Provinzialaussprache jedem Konsonanten und Vokale bestimmt, rein, unvermischt, nicht schwankend angiebt und den Provinzialaccent nicht zu merklich hören läßt. Ob man in in infini wie eng oder wie ing, froid wie frä oder wie froa, ob man au wie o ausspricht, welches in Obersachsen geschieht, oder ob man ihm den niedersächsischen Ton giebt, das ist insofern gleichgültig, weil sich nicht aus Gründen bestimmen läßt, welches besser ist *): ich kan hier nicht sagen, daß der Obersachse gut, und der Niedersachse schlecht spricht, oder umgekehrt; aber wenn der Obersachse den

*) Die obersächsische Aussprache des au und ei ist darum zu misbilligen, weil sie nicht in allen Wörtern beobachtet wird: geschähe dies, so könte man sagen, daß au dort den Ton des o, ei den Ton des e habe: man sagt aber nicht Wentrobe, sondern Weintraube, wie in Niedersachsen: folglich ist es ein bloßer Provinzialfehler, den man in vielen Wörtern begeht, wenn man Gest und globen statt Geist und glauben sagt, und nicht Provinzialaussprache. So verhält es sich auch mit frä, froid, statt froa, und andern.

Ton, den er diesem Doppellauter (au) zugetheilt hat, rein, hell und ohne Schwanken ausspricht, dann kan man ihm das Lob geben, daß er gut — nämlich obersächsisch — spricht. Der Provinzialaccent besteht in der Art, die Silben zu dehnen oder kurz abzustoßen, in der Erhöhung und Senkung des Tons: es ist eine wirkliche Melodie, die von Stadt zu Stadt und noch merklicher von Land zu Land ändert: wer sich irgend eine solche Melodie auszeichnend angewöhnt, spricht zuverlässig schlecht. Machte nun Jemand aus allen diesen verschiedenen guten Provinzialaussprachen einen Extrakt, so hätte er die möglich beste Aussprache des Teutschen: es versteht sich, daß er seinen Extrakt nur aus Einer Hauptgattung, z. B. aus den verschiedenen Provinzialaussprachen des Hochteutschen, machen müßte, weil dies für das eleganteste gehalten wird. Da aber vermuthlich dieser Vorschlag nicht viele Liebhaber finden wird, so könte man wenigstens bey der Privaterziehung und in Schulen darauf sehen, daß die jungen Leute sich alles auffallenden Provinzialaccentes entwöhnten, die Vokale hell und

rein, besonders das a nicht zu dunkel, nicht dem o zu ähnlich, und die Konsonanten weder zu rauschend noch zu hart, sondern so sanft als möglich, und ohne unangenehme Nebentöne aussprächen: das nämliche sollte man auch von Schauspielern fodern, die überhaupt in diesem Punkte den meisten Einfluß haben könten, wenn unter ihnen Einsicht und Studium nicht zu selten wären. Wie viel jene drey Stücke beytragen, eine Sprache angenehm zu machen, davon hab' ich selbst einen Beweis gesehn: ein Teutscher, der sie genau beobachtete, sprach in Gegenwart eines Franzosen: dieser kannte nichts als seine Muttersprache und glaubte italiänisch zu hören, so wohlklingend fand er unser armes verachtetes Teutsch, weil es gut ausgesprochen wurde.

„Aber warum fällt es Ausländern so schwer, „unsere Aussprache zu lernen?" — Nicht weil sie zu hart ist, sondern weil sie andere Arten von Tönen hat, als die ausländischen Organe von Jugend auf gewohnt sind: ein Teutscher, der zu spät anfängt, französisch zu lernen, findet eben so viel Schwierigkeit, die

Nasaltöne herauszubringen und sich an die gleichförmige Länge der Silben zu gewöhnen, als die Franzosen, unsere **ch, ei, au** und andere ihnen fremde Töne zu lernen, oder einer Silbe nicht so viel Länge als der andern zu geben: wenn sie es der Mühe werth hielten, unsere Sprache so frühzeitig zu studiren, wie wir die ihrige, ehe sich die Organe ausgebildet haben, so würden sie sich über keine Härte beschweren: sind die Sprachwerkzeuge einmal an eine gewisse Artikulation gewöhnt, so fällt ihnen die sanfteste vokalenreichste Sprache schwer.

Der zweite Vorwurf, der dem Teutschen gemacht wird, ist **Mangel an Festigkeit.** „Il n'y a rien de fixe," sagt der Verf. und andere Liebhaber des Französischen.

Dies kan dreyerley heißen: entweder **die Bedeutung der Wörter ist bey uns nicht bestimmt, sondern schwankend;** und so wäre der Vorwurf ungegründet: oder **wir haben zu wenige, vielleicht gar keine festgesezte grammatikalische Regeln;** und so wär' er nicht mehr gegründet:

oder **die Ordnung und Stellung der Wörter ist bey uns nicht so gebunden, wie im Französischen;** und damit sind wir sehr wohl zufrieden. Dies lezte meint vermuthlich der Verfasser; und wir wollen es daher zuerst untersuchen.

Was ist im Gange der französischen Sprache **unveränderlich** fest bestimmt? — Erstlich, daß der Accusatif schlechterdings **nach** dem Zeitworte stehn muß, das ihn regiert; bey uns gleichfalls, nur mit dem Unterschiede, daß wir ihn auch vorsetzen **können**, wenn keine Zweideutigkeit dadurch entsteht, und wenn es wegen gewisser Ursachen vortheilhafter ist, von denen wir hernach reden werden. *Le* pere aime *le* fils — **der** Vater liebet **den** Sohn.) Die Franzosen mußten die Plätze des Nominatifs und Accusatifs **unveränderlich** festsetzen, weil beide weder in der Endung noch im Artikel ein Unterscheidungszeichen haben: bey uns hingegen sind wenigstens die Wörter männlichen Geschlechts im Singular mit einem Artikel versehn, der den Nominatif und Accusatif

unterscheidet — **der Mann, den Mann:** im Französischen ist le beiden Fällen gemein, le mari a battu la femme; la femme a battu le mari. Die Festigkeit der Regel, die man den Franzosen als einen Vorzug anrechnet, war also Bedürfniß, Folge des Mangels, eines Fehlers in der Einrichtung der Sprache: er ist der französischen, englischen, italiänischen mit der teutschen gemein, aber doch uns am wenigsten eigen, und man muß ihn als eine von den vorzüglichsten Ursachen betrachten, warum die neuen Sprachen unter den alten stehen: die Lateiner unterschieden den Nominatif und Accusatif durch die Endung, und die Griechen durch Artikel und Endung, das Neutrum und einige Deklinationen ausgenommen. Es ist unbegreiflich, was unsere lieben Vorfahren denken mußten, daß sie den Genitif und Datif so sorgfältig durch Artikel und Endung unterschieden, und den Accusatif, der doch nicht weniger wichtig war, so schlecht bedachten: nichts beweist so deutlich, daß die Stifter der vier bekanntesten europäischen

Sprachen die tümmsten Barbaren gewesen sind, als diese verkehrte Art zu denken.

Zweitens muß im Französischen allemal das Pronomen **vor**, bey uns **nach** dem bestimmten Zeitworte stehen, abermals mit dem Unterschiede, daß es bey ihnen diesen Platz **unveränderlich** hat, und bey uns ihn verändern kan, wenn es dem Ausdrucke des Gedankens vortheilhafter ist — mon frere *me* prie; mein Bruder bittet **mich**: mon pere *m*'a donné le conseil; mein Vater hat **mir** den Rath gegeben. War nicht diese Unveränderlichkeit der Regel bey den Franzosen wieder Bedürfniß? Freilich; sie wurden gezwungen sich so zu binden, weil sich die Dative und Accusative von einigen ihrer Pronomen nicht durch die Endung unterscheiden, wie bey uns; me, te; **mir**, **mich**, **dir**, **dich**: weil andere den Dativ und Nominativ nicht verschieden haben; lui heißt **er** und **ihm**. Man versuche eine Versetzung, und es entsteht gleich Zweideutigkeit: z. B. Mir hilft es viel, aber ihm nutzt es nichts; M'il sert beaucoup, mais lui il n'est

pas utile: dies lezte kan verstanden werden — „er ist nichts nütze," oder „es ist ihm nichts nütze.

Drittens hat die Verneinungspartikel im Französischen ihren unverrückten Ort, bey uns wohl einen bestimmten, den sie aber verändern **kan**, wenn es nöthig ist: Il *ne* m'a *pas* invité; er hat mich **nicht** eingeladen: il *n'*aime *pas* prier les gens; er bittet die Leute **nicht** gern. Uebrigens ist, beiläufig gesagt, die doppelte Verneinung im Französischen eine der unbegreiflichsten Seltsamkeiten, die jemals in einer Sprache waren: es muß um der Symmetrie willen eingeführt worden seyn; ein ander Bewegungsgrund läßt sich schlechterdings nicht denken.

Endlich hat auch das Adverbium im Französischen seine unveränderliche Stelle, bey uns seine bestimmte. Il m'a *bien* attrapé; er hat mich **schön** angeführt: celà Vous va *mal*; das steht Ihnen **übel**. Eine einzige unveränderliche Regel, die uns eigen ist, haben wir: wenn sich der Satz mit einem Bindeworte (**wenn, weil**) oder mit dem zurückzielenden

Pronomen (**der, welcher**) anfängt, müssen wir schlechterdings das bestimmte Zeitwort (verbum finitum) ganz an das Ende setzen: -- **weil** du mir den Befehl gegeben **hast**; parceque tu m'as donné ordre: der Brief, **den** Sie mir zugestellt **haben**; la lettre que Vous m'avez rendue. Außerdem ist in beiden Sprachen alles gleich frey oder gleich gebunden.

Wo ist nun bey uns das **weniger Bestimmte**? Eine Sprache ohne bestimmten grammatischen Gang läßt sich gar nicht denken: die Huronen, Kaffern, Hottentotten haben ihn so wohl wie Engländer, Franzosen, Italiäner und wir. Je weniger Unterscheidungszeichen zu den Veränderungen der Nennwörter und Zeitwörter eine Sprache besitzt, je mehr muß sie die Stellung und Ordnung der Redetheile **unveränderlich** festsetzen; je reicher sie an solchen Unterscheidungszeichen ist, wie die griechische und lateinische, je weniger braucht sie ihren grammatischen Gang zu binden. Aus diesem Grunde ist bey den Franzosen alles unveränderlich

gebunden, bey uns wenig gebunden, und das meiste blos **bestimmt**: sie sind den Armen gleich, die sich in die Sklaverey freiwillig begeben, weil sie sich sonst nicht zu helfen wissen: wir hingegen machten uns nur so viel Gesetze, als die Ordnung erfoderte, und behielten uns weislich das Recht vor, sie nicht zu beobachten, wenn der Ausdruck des Gedankens dabey gewinnt. Man rechnet also den Franzosen etwas als einen Vorzug an, das eigentlich eine grausame Nothwendigkeit war, der sie wegen der Mangelhaftigkeit ihrer Artikel und Deklinationen nicht anders ausweichen konten: ihre Sprache wurde dadurch für Ausländer leicht, aber der Schriftsteller, der in weniger gebundenen Sprachen gedacht hat, fühlt sich so eingezwängt, wenn er französisch schreibt, wie in einem engen Kleide. Ohne richtig, deutlich, bestimmt zu denken, kan man im Teutschen nicht deutlich, richtig und bestimmt schreiben; im Französischen thut die Sprache dies zum Theil, ohne daß der Kopf dabey nöthig ist: das ist allerdings bequem: ein Mensch, dem

man Hände und Füße bindet und immer am Arme führt, kan nicht leicht eine böse Handlung thun: je mehr Freiheit man hat, je mehr ist es schwer, weise zu seyn, aber auch desto rühmlicher. Wenn man aus unser Ungebundenheit folgern wollte, daß darum unsere Sprache weniger vollkommen wäre, so müßte es die griechische und lateinische noch weniger seyn, da sie ungleich ungebundener sind als unsere; und gleichwohl übertreffen sie alle heutige europäische, wenn man ihre grammatische Einrichtung untersucht.

Unsere Ungebundenheit hat uns zwey wichtige Vortheile verschafft — die **Inversionen** und die **Gedankenaccente**.

Um die **Inversion** solchen Lesern begreiflich zu machen, die sich mit grammatikalischen Kleinigkeiten nicht beschäftigt haben, stelle man sich das bestimmte Zeitwort (verbum finitum, **hat, schlägt, schlug, ist, wird, wurde**) als den festen Punkt vor, an welchen alle übrige Theile eines Satzes in bestimmter Ordnung anschließen müssen:

— „der Vater **liebt** sein Kind zärtlich.“ In einem Satze, der weder Frage noch Ausrufung ist, noch mit einem Bindewörtchen anfängt, (in oratione recta) steht nach der Regel blos der Nominatif vor diesem festen Punkte, und alle übrige Theile der Rede hinter ihm: — „der Mann **hat** nicht die mindeste Achtung für seine Frau“: sezt man einen Redetheil, der hinten stehen sollte, vor das bestimmte Zeitwort und den Nominatif dahinter, so macht man eine Inversion: *) — „**Nicht die mindeste Achtung** hat „**der Mann** für seine Frau.“

Die Franzosen tadeln den Gebrauch dieser Inversionen, weil ihre Sprache sie ihnen nicht erlaubt, wie der Arme auf das Wohlleben des Reichen schimpft: die Vortheile,

*) Ich unterscheide Inversion und Versetzung: diese geschieht, wenn hinter dem bestimmten Zeitworte ein paar Redetheile ihre Stellen wechseln. Nach der Regel sagt man — „Sie haben mir das Buch gegeben“: sagt man aber „Sie haben das Buch mir gegeben,“ so ist dies eine Versetzung.

die wir dadurch gewinnen, sollen durch Beispiele klar werden.

Der Vater | hat | dem ältesten Sohne | sein Erbtheil | nicht gern | vorausgegeben.

Den Theil, der in diesem Satze nach der Verschiedenheit des Zusammenhanges die **Hauptidee** ausdrückt, setzen wir vermöge der Inversion an die Stelle des Nominatifs vor das bestimmte Zeitwort: folgende Dialoge mögen es erläutern.

1.

A. War **die Mutter** nicht damit zufrieden, daß der älteste Sohn sein Erbtheil voraus bekam?

B. Nein, **der Vater** hat es ihm ungern vorausgegeben.

2.

A. Der Vater hat wohl den Kindern ihr Erbtheil nicht gern vorausgegeben?

B. **Dem ältesten Sohne** hat er es nicht gern vorausgegeben, aber den übrigen.

3.

A. Der Vater wollte wohl nicht, daß der älteste Sohn heirathen sollte?

B. Das Heirathen wehrte er ihm wohl nicht; aber **das Erbtheil** hat er ihm nicht gern vorausgegeben.

4.

A. Der Vater gab wohl das Erbtheil nicht gern voraus?

B. Recht **ungern** hat er es vorausgegeben.

5.

A. Der älteste Sohn ging wohl aus dem Hause, weil ihm der Vater das Erbtheil nicht vorausgeben wollte?

B. Ach, **vorausgegeben** hätt' ers gern; aber er wollte ihm nur nicht völlig freye Hand damit lassen.

Die Franzosen können diese verschiedenen Gegensätze der Ideen nicht anders fühlbar machen als durch ihr c'est.

Non, c'est le pere qui ne - - -

Ce n'est qu'au fils aîné que le pere a refusé - - -

C' etoit malgré lui que le pere ---
Wir sind mit den Griechen und Römern völlig gleich, die beide auch die Hauptidee an die Spitze des Satzes stellten und die besondere Art, wie sie diese Idee in jedem Falle einer andern **entgegengesezt** oder von ihr **verschieden** dachten, durch die Partikelchen μεν, δε, αν, γε, quidem, vero, bezeichneten: man übersetze die vorhergehenden Antworten ins Lateinische, und man wird finden, daß man, eben wie im Teutschen, entweder den **Vater**, oder den **Sohn**, oder was sonst der Hauptbegriff ist, voran setzen muß.

Eine andere Art der Inversion erlauben wir uns mit dem Adjektiv, oder wenn ich es philosophisch ausdrücken darf, zwischen Prädikat und Subjekt, um stark zu bejahen, zu bewundern, zu verabscheuen.

1) Der Frühling ist schön — **Schön** ist der Frühling! que le printems est beau! Groß ist deine Güte, Gott!

2) Die Frau wäre schön? **Häßlich** ist sie, wie ein Ungeheuer.

Alle diese Arten von Inversion sind den Franzosen ganz unerlaubt und ohne die äusserste Zweideutigkeit nicht möglich: sie verstatten sich wohl Versetzungen der Wörter, aber nie eine Inversion, die den Nominatif hinter das bestimmte Zeitwort bringt, als nur in dem Falle, wenn der Satz mit que (welchen) oder à qui anfängt, es sey eine Frage oder ein zurückzielender Satz: — Que faites-Vous? — le livre qu'a apporté le reverend pere ---. Die Gründe, warum sie sich so einschränken müssen, sind vorhin schon angegeben.

Auf dieser Erde ist nichts Gutes ohne einige Beschwerlichkeit: die Inversion giebt unserm Stil Mannichfaltigkeit, Stärke, vermehrt die Kontraste der Ideen und die Wendungen des Ausdrucks; aber sie erzeugt auch oft Zweideutigkeit, besonders weil unsere Vorfahren den Einfall hatten, den Accusatif und Nominatif nicht durchaus durch Endung oder Artikel zu unterscheiden: um nun in diesen und andern Fällen entweder der Zweideutigkeit abzuhelfen oder die Hauptidee her-

vorstechender zu machen, gebrauchen wir im Reden den **Gedankenaccent.**

In unser Sprache sind drey Arten des Accents: der **Accent der Aussprache** ist schon vorhin beschrieben worden und besteht in einer angewöhnten Dehnung und Abstossung der Silben, in einer Hebung und Senkung des Tons; in diesem Sinne sagen wir, „der hessische, der schlesische, der berliner, „der dresdner Accent.“ Wer Acht giebt, findet in jeder Stadt, in jeder Mundart nicht nur einen herrschenden Ton der Stimme, sondern auch eine herrschende Melodie: in manchen Gegenden ist sie so ausgezeichnet, daß man von den Einwohnern sagt, „sie sin„gen im Reden.“

Der **oratorische** oder **rednerische Accent** ist eine Hebung, Senkung oder Beugung, Verstärkung oder Schwächung der Stimme, oder eine Veränderung des Zeitmaaßes im Sprechen, um die Empfindung oder die Absicht des Satzes zu bestimmen. Bey einer Frage erheben wir den Ton gegen das Ende der Rede; bey einer Ausru-

sung erheben wir ihn im Anfange und senken ihn am Ende; bey sanften Empfindungen sprechen wir mit gedämpfter, bey starken mit angestrengter Stimme, bey stillen Leidenschaften langsam, bey heftigen schnell.

Der **Gedankenaccent** ist ein geringer Nachdruck, den wir der Hauptidee eines Satzes im Sprechen geben, um sie dadurch vor den übrigen auszuzeichnen, besonders wenn sie sich durch sonst nichts kenntlich machen läßt. Es ist schon oben ein Beispiel gegeben worden, welche Veränderungen des Sinnes die Verschiedenheit dieses Accents in den Worten „Siehet er uns an?" hervorbringt.

A. War Niemand von B**s in der Gesellschaft?

B. **Er** war dort. (Le mari etoit là.)

A. Ich kans nicht glauben.

B. Er **war** dort, sag ich Ihnen. (Mais je Vous dis qu'il etoit là.)

A. S. soll ihn haben besuchen wollen.

B. S. war ja **dort**, und also hat er nicht können zu B**s gehn.

* * *

Die **Mutter** ist gestorben? (Est-ce la mére qui est morte?)

A. Ist die Mutter wirklich gestorben?

B. Ja, sie **ist** gestorben. (Zeigt die Gewißheit des Faktums an.)

A. Ging die Mutter nicht nach Frankreich?

B. Nein, sie ist **gestorben.**

Eine Sprache, die dieses Hülfsmittel hat, kan weder weitschweifig, noch **sehr** zweideutig seyn; sie hat es ja in ihrer Gewalt, durch einen einzigen Ton, die Zweideutigkeit zu verhüten und die Hauptidee anzuzeigen, da sie hingegen der Franzose entweder durch Umschreibungen kennbar machen oder aus dem Zusammenhange errathen lassen muß. Der Römer brauchte weiter nichts zu thun, als die Hauptidee an die Spitze zu stellen.

mater mortua est — c'est la mére qui est morte, — die **Mutter** ist gestorben.

est mortua — assurément, elle est morte — sie **ist** gestorben.

mortua est — elle est morte — sie ist **gestorben**, oder, **gestorben** ist sie.

Viele Doppelsinne in den Alten machen mir es gleichwohl wahrscheinlich, daß sie auch den Gedankenaccent gebrauchten und der Zweideutigkeit dadurch abhalfen. Wenn Tacitus sagt: Isque terror omnium animos inuasit, vt — so ist dies völlig der Fall, als wenn wir sagen: „Er ist bey mir gewesen": legen wir keinen Accent auf „Er", so drückt es weiter nichts aus, sondern vertritt blos die Stelle der Person, die im Zusammenhange vorher genannt wurde: legen wir einen Accent darauf, so bezeichnet es, wenn von zwey Personen verschiedenen Geschlechts die Rede war, den männlichen Theil, den Bruder, den Mann. Is terror, ohne Accent gesprochen, heißt „dieser Schrecken"; mit Accent gesprochen, bedeutet es, „ein so großer Schrecken": gebrauchten die Lateiner dieses Mittel nicht, den Doppelsinn zu heben, so half es ihnen nichts, daß sie die Hauptidee voran stellten; denn wenn man von is bis

vt ohne allen Accent liest, so schwankt die Seele über die Bedeutung des is, bis vt kommt; spricht man aber is mit Accent, so bekommt sie gleichsam einen Stoß, der ihr die Bedeutung fühlbar macht und das vt zum voraus errathen läßt.

Dies Hülfsmittel ist wohl vortreflich im Sprechen, wo ein solcher Accent gehört wird; aber wie im Schreiben? Muß es nicht alsdann oft Zweideutigkeit veranlassen? Wir gebrauchen hier zwey Gegenmittel: wir zeichnen das Wort, auf welchem der Gedankenaccent liegt, entweder durch andere Schrift oder durch einen großen Anfangsbuchstaben aus: das lezte findet nur bey solchen Wörtern statt, die nach den Regeln unser Orthographie mit kleinen Anfangsbuchstaben geschrieben werden, (**einer, er, ihn**) und ist also bey allen Substantifen unbrauchbar: das erste verdient folglich den Vorzug, aber beide Mittel, wenn sie zu oft angewendet werden, machen den Druck ekelhaft, buntscheckig. Wir müssen daher eine Menge Gedankenaccente aus dem Zusammenhange errathen lassen,

und da dies eine Aufmerksamkeit erfodert, die den meisten Lesern nicht gefällt, so wird freilich in unsern Büchern vieles gelesen und nur halb oder gar nicht verstanden. Wenn der Franzose sagt: Tu ne parles point de ta plus grande faute: c'etoit de celle-là qu'il falloit cent fois plus rougir; so ist nicht die mindeste Aufmerksamkeit nöthig, um es zu verstehn und zu lesen: aber man sage: „du schweigst von deinem größten Fehler: „über diesen solltest du zehnfach mehr errö„then"; muß hier der Leser nicht aufmerksamer seyn, um den Gedankenaccent auf „diesen" gehörig zu legen? denn sonst fühlt er den Sinn nur halb; allein wie sollen wir es ändern? Wir müssen unser Schicksal geduldig ertragen, daß ein teutsches Buch mehr Aufmerksamkeit erfodert als ein französisches, und uns damit begnügen, daß wir nur die vornehmsten Gedankenaccente, die am schwersten in der Geschwindigkeit zu errathen sind, durch andere Schrift oder große Anfangsbuchstaben anzeigen: man sollte bey dem ersten allein bleiben, weil wir das lezte zu ei-

nem andern Behufe anwenden können, wovon wir reden werden, wenn wir auf die Zweideutigkeiten unser Sprache kommen.

So viel ist also den Gegnern des Teutschen erwiesen, daß wir so gut, wie die Franzosen, einen **bestimmten** grammatischen Gang in unser Muttersprache haben; aber damit sind sie nicht zufrieden. „Eure Spra„che,“ sagen sie, „hat wohl einen bestimm„ten Gang; aber es ist nicht der natürliche.“ — Mit Ihrer großen Erlaubniß, meine Herren, wer gab denn dem Gange der französischen das ausschließende Recht, natürlich zu seyn? Wer ihn von Jugend auf gewohnt ist, dem ist er natürlich, und der unsere nebst jedem andern unnatürlich: wer von Jugend auf Worte und Ideen nach der Ordnung unser Sprache gestellt hat, dem ist unsere Wortstellung natürlich, und die französische nebst jeder andern unnatürlich: philosophisch betrachtet, taugen sie beide nichts, sind sie beide unnatürlich. Jeder **unveränderlich** festgesezte Gang in einer Sprache ist eine Schnürbrust, die eine schiefe Hüfte oder

einen ausgewachsenen Buckel verstecken soll: waren die Marcomannen, Quaden, Franken, Angelsachsen, Gothen, Longobarden, und die übrigen Stifter unser gebildeten Sprachen nicht erzbarbarische Kreaturen, so gaben sie ihren Deklinationen und Konjugationen durchaus kennbare Unterscheidungszeichen in der Endung oder im Artikel: ohne eine entsezliche Verwirrung im Denken ist es unmöglich, den Accusatif vom Nominatif durch gar nichts zu unterscheiden, wie die Erfinder des Französischen gethan haben: da aber nun einmal die Sprache einen Buckel und eine schiefe Hüfte hatte, so mußte man ihr freilich eine Schnürbrust anziehn und die Ordnung der Wörter festsezzen, wenn man sich verstehn wollte.

Es scheint indessen noch ein ander psychologischer Grund bey dieser herrlichen Erfindung mitgewirkt zu haben. Jeder Mensch hat eine eigene Art, seine Ideen zu verknüpfen, die man den Gang seines Denkens nennt: bey dem Einen ordnen sich die Gedanken nach der Aehnlichkeit; bey dem Andern blos

nach der **Reihe**, wie sich die Dinge seinen Sinnen einmal vorstellen oder gewöhnlich vorstellen, wie er sie oftmals hörte, sah, empfand oder dachte; dieser springt mit seinen Gedanken immer von einer Sache auf die **entgegengesezte**, von weiß auf schwarz, von Liebe auf Haß; jener kan nichts hören oder denken, ohne nicht gleich die **Ursache** wissen oder ausgrübeln zu wollen: eine kleine Aufmerksamkeit auf die Gespräche der Menschen lehrt diese Bemerkung. Wie bey einzelen Menschen, so bey ganzen Völkern: jedes Volk hat eine eigenthümliche Organisation, folglich auch eine eigenthümliche **herrschende** Art, die Ideen zu verknüpfen: wenn hier der Ort dazu wäre, so ließe sich dieses aus den alten und neuen Sprachen und aus den Schriften der verschiedenen Nationen hinlänglich erweisen. Unsere Vorfahren, denen der rauhe nordische Himmel nicht die feinste reizbarste Organisation mitgetheilt haben mochte, konten nicht anders denken als nach der **Reihe**, in der sich ihren Sinnen die Gegenstände gewöhn-

lich darstellten: sie dachten blos mit dem Gedächtnisse und waren in dem Falle, worinne sich noch itzo viele Menschen befinden, die nichts denken noch sagen können, was sie nicht auswendig gelernt haben, und denen gleich die Gedanken stillstehn, wenn sie aus der Ordnung gerathen, worinne sie es lernten. Daher kam es, daß die nordischen Barbaren mit ihrer steifen schwerfälligen Organisation eine Ordnung für die Theile der Rede festsezten, eine Ordnung, die sich allmälich erzeugte, die einer von dem andern annahm, und außer welcher niemand denken konte. Ein Volk, das eine feinere Organisation, Lebhaftigkeit und Witz hatte und folglich seine Ideen nach der Aehnlichkeit verknüpfte, bedurfte keiner festgesezten gewohnten Ordnung, um denken und sprechen zu können: es brauchte blos ähnliche Endungen, um sich das Verhältniß vorzüstellen, das ein Theil der Rede zum andern hatte. Daß unsere gegenwärtige teutsche Wörterordnung von der in den vorigen Zeiten verschieden ist, das beweist nichts wider diese Erklärung: die Ordnung ändert sich

freilich, aber es war doch beständig eine in unser und den verwandten Sprachen da.

Die wahre natürliche Stellung der Redetheile besteht darinne, daß in jedem Satze die Wörter, in jedem Perioden die Sätze nach der **verhältnißmäßigen Wichtigkeit** der Ideen geordnet werden; und da sich diese Wichtigkeit mit jedem Perioden ändert, so kan der französische festgesezte Gang unmöglich der natürlichste seyn, da er in jedem Perioden derselbe seyn muß: der Nominatif tritt allemal voraus, aber der Nominatif ist ja nicht in jedem Satze die wichtigste Idee. Homer fängt seine Iliade an:

μηνιν ἀειδε, Θεα; den Zorn singe, Göttin;

Virgil die Aeneide:

Arma virumque cano;

Boileau das Pult:

Je chante les combats;

Klopstock die Messiade:

Sing, unsterbliche Seele, der sündigen Menschen Erlösung.

Die wichtigste Idee in der Ankündigung eines Heldengedichts ist unstreitig der besungene Gegenstand: Homer und Virgil setzen ihn an die Spitze und folgen hierinne der natürlichsten Ordnung des Denkens, weil es ihnen ihre Sprache verstattet. Boileau wird von den Fesseln seiner Sprache gezwungen, die unwichtigste Nebenidee voran zu stellen: daß er singt oder dichtet, das brauchen wir nicht zu wissen; denn wir hören es ja: aber was, was er uns singen will, das ist die Hauptsache. Der teutsche Dichter hätte sich durch die Inversion so gut als der Lateiner helfen können; so ist der Vers unläugbar matt. Pope im Lockenraube, oder Milton im verlornen Paradiese — welcher es ist, oder ob sie es Beide thun, kan ich nicht bestimmen — legt erst den ganzen Gegenstand des Gedichts vor und schließt den Perioden: „hievon sing ich.“ Das heißt natürlich denken und reden, und wer Lateiner und Griechen in dieser Rücksicht zergliedert, wird durchgängig diese natürliche Ordnung bey ihnen antreffen: wir, nächst

der englischen Sprache, können uns den Alten hierinne am meisten nähern.

Also wäre ja wohl unsere Ungebundenheit ein großer Vorzug? — Mich däucht, die vorhergehenden Untersuchungen machen es unwidersprechlich; und die Verächter unser Sprache, die uns tadeln qu'il n'y a rien de fixe, werden uns verzeihen, wenn wir dreist behaupten, daß sie ihr einen Fehler aufbürden, den sie nicht hat, und daß sie der Französischen etwas als einen Vorzug anrechnen, das die größte Unvollkommenheit ist. Je mehr eine Sprache die Veränderungen in den Nennwörtern, Zeitwörtern und Pronomen, und den Unterschied des Geschlechts durch Artikel oder Endung **unverkennbar** unterscheidet, je vollkommener ist sie; je mehr sie diese Vollkommenheit hat, je weniger braucht ihr grammatischer Gang festgesezt und gebunden zu seyn; je freyer ihr Gang ist, je mehr kan sie sich der wahren natürlichen Ordnung nähern und in jedem Satze die Wörter nach der Wichtigkeit der Ideen stellen; je mehr sie dies kan, je mehr

hat sie Geist, Leben, Stärke, Mannichfaltigkeit in Wendungen und Ausdruck; je eingeschränkter, je gebundner ihr Gang ist, je mehr entbehrt sie alle diese Vortheile, je unvollkommener ist sie. Zum Jargon des Umgangs und für Köpfe, die keinen eigenthümlichen Gang der Gedanken und wenig oder gar keine Mannichfaltigkeit der Ideenverknüpfungen haben, die also ihre Vorstellungen blos nach Gewohnheit, nach gelernten Modellen ordnen können — für alle diese ist eine Sprache die beste, wo die Wörterstellung ganz gebunden ist; aber für den Dichter und Prosaisten, der original seyn will, ist ein solcher Zwang das schädlichste Joch; und die französischen Schriftsteller mußten die größten Köpfe seyn, weil sie unter einem so tirannischen Zwange so vortrefliche Werke hervorbringen konten.

Ob wir gleich hiermit so viel ausgemacht haben, daß unsere Sprache wegen ihrer grössern Ungebundenheit in der Wörterstellung vollkommener ist als die französische, so haben wir doch dadurch das „il n'y a rien de

fixe" noch nicht ganz abgelehnt; denn es kan uns auch Schuld geben, daß wir keine feste grammatikalische Regeln haben. Man sollte es kaum glauben, viele Liebhaber des Französischen bilden sich wirklich ein, daß unsere Sprache keine Grammatik hat, weil wir nach ihrer Meinung kein grammatikalisches Gesezbuch besitzen, das unter öffentlicher Autorität erschienen ist. Es verhält sich mit den Regeln der Grammatik, wie mit den Gesetzen des Naturrechts, nach denen die Menschen handeln und richten, auch ohne **geschriebene** Gesetze: die Karaiben, Algonquinen, Morduanen, Tschuwaschen, Negern und Grönländer, alle beobachten in ihren ungebildeten Sprachen eine ungeschriebene Grammatik, die so fest ist, als der Kodex einer Akademie es seyn könte, und noch gleichförmiger befolgt wird als bey gebildeten Völkern; denn in dem unentwickelten Geiste jener Leute giebt es wenige Ideenverhältnisse: je mehr sich der Geist bey Völkern und einzelen Menschen entwickelt, je mehr vergleichen und unterscheiden, je mannichfaltiger

gruppiren sie ihre Begriffe, und je mehr Veränderungen werden im Gange und der Einrichtung der Sprache gemacht, um den Gedanken im Ausdrucke eben die Art von Licht und Schatten zu geben, den sie im Kopfe haben. Diese ungeschriebene Grammatik wird, wie die ungeschriebenen Rechtsgewohnheiten eines Volks, aus dem Gebrauche gesammelt; und das haben wir gethan: Gottsched, Heinatz, Heinze, Popowitsch, die Leipziger, Greifswaldische und andere Gesellschaften, die Früchte bringen wollten, haben zwar keine Früchte, aber grammatikalische Untersuchungen und Regeln hervorgebracht. Ein Gesezbuch, das eine Art von öffentlicher Autorität hätte und entscheidend spräche, besitzen wir freilich nicht; und der Himmel behüte uns dafür.

Es wäre allerdings zum Besten des Unterrichts auf Schulen und Universitäten zu wünschen, daß wir eine gute und vollständige Sprachlehre hätten; allein man irrt sich sehr, wenn man glaubt, daß sie unsere Litteratur weiter bringen oder nur Einen guten Schrift-

steller mehr erzeugen würde. Weder Wörterbücher noch Grammatiken vermögen dies, sondern Muster; und der Mann von Genie, der ein Muster werden kan, muß sich selbst seine Grammatik aus dem Sprachgebrauche des Umgangs und noch mehr durch sein Nachdenken bilden: aus seinen Schriften entscheidet der Sprachlehrer die zweifelhaften Fälle, abstrahirt er seine Regeln, beweist er seine Meinungen; die klassischen Schriftsteller sind der Kodex des Sprachlehrers. So lange wir also keine hinlängliche Anzahl Bücher besitzen, die Männer von Genie geschrieben haben, und die deswegen zum Muster dienen, so lange dürfen wir keine Grammatik erwarten, die nicht in fünf oder zehn Jahren unvollständig wäre.

Wenn die Litteratur eines Volks noch nicht ausgeblüht hat, ist die Grammatik die beste, die am wenigsten festsezt: sie darf nichts enthalten, als die Tabelle der Deklinationen und Konjugationen, die allgemeinsten syntaktischen Regeln und eine Kasuistik, worinnen aber der Verfasser völlig skeptisch ver-

fahren, nie entscheiden, sondern blos die Verschiedenheiten angeben und die Gründe dafür und dawider vortragen muß: die Kasuistik könte nicht groß genug seyn, aber der positive Theil dürfte nicht über zwey Bogen betragen, oder er enthielt zuverlässig zu viel willkührliche Regeln und Kleinigkeiten.

Die Sprachlehrer werden leicht von zwey schädlichen Krankheiten heimgesucht — von der Liebe zur Kleinigkeit und dem Despotismus. Sie lassen sich in weitläufige etymologische und orthographische Untersuchungen ein, oder wollen uns ihre Grillen und Gewohnheiten für Gesetze aufdringen: Gottsched war von beiden angesteckt. Ob Jemand **betrügen** oder **betriegen**, **schmäucheln** oder **schmeicheln**, **nämlich** oder **nemlich** oder **nehmlich**, **Bursch** oder **Pursch**, **teutsch** oder **deutsch** schreibt, das ist eben so gleichgültig, als ob er eine oder zwey Locken trägt: je mehr man hier künstelt und Neuerungen in Vorschlag bringt, je mehr macht man Verschiedenheiten möglich und also das Uebel desto schlimmer. Man muß in solchen Kleinig-

keiten so wenig Uebereinstimmung suchen oder Gesetze geben, als einem Fürsten noch eingefallen ist, die Größe der Haarbeutel für alle seine Unterthanen zu bestimmen; und man wird es meiner Offenherzigkeit zu gute halten, wenn mir die neuesten Bemühungen, unsere Orthographie nach einer vermeinten besten Aussprache umzuschmelzen, zwar gut gemeint, aber schädlich scheinen. Es giebt viele Sachen von mehr Wichtigkeit zu verbessern, und am allerwenigsten läßt sich eine ideale Vollkommenheit in Kleinigkeiten erzwingen, die keiner Vollkommenheit werth sind.

„Es hungert, es durstet, es friert mich, ist schlechtes Teutsch,“ lehren einige Sprachlehrer und befehlen uns, dafür zu sagen: „ich „hungre, ich durste, ich friere.“ — Aber warum ist es schlechtes Teutsch? — „Weil es nicht gut ist.“ — Und warum ist es nicht gut? Es beleidiget ja die Sprachanalogie nicht, und es ist sogar schicklicher, eine Sache, wobey wir uns blos leidend verhalten, auf keine thuende Art auszudrücken. Wenn es erlaubt ist, „es ärgert mich, es freut, es be-

trübt, es verlangt mich," zu gebrauchen, warum soll es denn nur in jenen Fällen ein Fehler seyn? Es kan ja beides neben einander bestehn: warum wollen wir unserm Stile durch solche unreife Entscheidungen die Abwechslung benehmen? Wenn man einen solchen Gesezgeber bis auf den Grund des Herzens ausfragte, so wäre gewiß sein lezter Grund kein ander, als weil er es in seiner Stadt oder seinem Städtchen nicht gewohnt ist: das impersonale Zeitwort ist in diesen Fällen unstreitig viel älter; denn in Luthers Uebersetzung ruft Christus am Kreuze, „Mich durstet."

Einer sagt, „es kostet **mich**," der Andre, „es kostet **mir** Mühe," dieser, „es gilt **mir**," jener, „es gilt **mich**:" beide Theile können Gründe für sich anführen: wohl! so sey es ein unentschiedener Fall, dergleichen es in allen Sprachen giebt: persuasit mihi oder persuasit me. — Solche Fälle gehören also in die grammatikalische Kasuistik, und es wäre der ärgste Despotismus, wenn man eins oder das andre für schlecht erklären wollte. Man

muß aber dabey Acht haben, daß nicht solche Fälle darunter aufgenommen werden, wo die Verschiedenheit der Wortfügung einen verschiedenen Sinn verursacht: z. B. er überredete **mir**, daß seine Schwester verreist wäre — il m'a fait croire que ... hier heißt es, „er hat mir weiß gemacht": er überredete **mich**, daß ich mit ihm gieng — il m'a persuadé d'aller ... Man überredet oder beredet **einem** eine Meinung; man beredet **einen**, eine Handlung zu thun. Solche Fälle gehören in ein Werk, wie die Synonymes des Girard: wir besitzen eins, allein ich kan von seinem Werthe nicht urtheilen, weil ich es nicht genau kenne.

Wenn in unser Grammatik etwas einer genauern Festsetzung bedarf, so ist es der Gebrauch und die Folge der Zeiten (consecutio temporum): die Franzosen sind hier, einige wenige Fälle ausgenommen, weit ordentlicher und genauer als wir: unsere Sprache ist in ein Meer von Verwirrungen gerathen, weil etliche Schriftsteller sich nach der lateinischen, andere nach der französischen

Zeitenfolge richteten. Einige Versuche, das Chaos in Ordnung zu bringen, werden bey dieser Gelegenheit hinreichend seyn.

1) „Wenn er hingegangen wäre, so hätte er das Geld bekommen", ist unerträglich schleppend: warum sagen wir nicht lieber, wie es in einigen Gegenden üblich ist, „wenn er hinging, so bekam er das Geld"? — „Hätte er nicht zu viel Vorurtheil dafür gehabt, so würde er nicht so geschwind zugegriffen haben": — wie viel besser, „hatte er nicht zu viel Vorurtheil dafür, so griff er nicht so geschwind zu." Die Franzosen können sich hier von ihren schleppenden Hülfswörtern nicht befreyen; sie müssen schlechterdings sagen: s'il avoit fait celà, il auroit... s'il eût été possible, il eût ... „That er das, so waren wir verloren; war es möglich, so warf er uns Alle über den Haufen."

Ueberhaupt müssen wir darauf denken, uns das sogenannte plusquamperfectum (**hatte geliebt**) entbehrlicher zu machen: „Als er ihn erkannt hatte, nahm er den Hut ab;" — „als er ihn erkannte," ist besser. Sätze, die mit

weil oder nachdem anfangen, verlören durch eine solche Aenderung zu viel von ihrer Bestimmtheit — „er mußte dableiben, weil ihn der Herr vom Hause gesehn hatte.“ — „Nachdem die Andern abgereist waren, sezten wir uns nieder.“ — „Nachdem die Andern abreisten,“ drückt nicht dasselbe aus.

2) „Er wäre ein guter Gesellschafter, „wenn er etwas munterer wäre,“ ist ein unleidlicher Uebelklang. — „Er würde ein gu„ter Gesellschafter seyn, wenn er ... wäre“: oder wenn uns hier das Hülfswort „würde“ nicht ansteht, so müssen wir den Ausdruck ändern: „Er wäre ein ... wenn er mehr Munterkeit hätte.“ — „Er hätte längst ein „Amt, wenn er etwas gelernt hätte.“ Wie soll man sich hier helfen? „Er würde längst „ein Amt haben, wenn er ... hätte,“ ist schleppend, **haben**, **hätte** beleidigend für das Ohr: man muß den Ausdruck ändern. Il auroit -- s'il avoit; il seroit -- s'il etoit, ist ein wenig erträglicher.

3) Wenn die Sprachregel den Konjunktif erfodert, setzen wir sehr oft die gegenwärtige

Zeit nach der vergangenen, und die vergangene nach der gegenwärtigen. — „Er **glaubte**, daß es ein Mittel **sey**"; — „er **wünscht**, daß die Frau **wäre**, wo der Pfeffer wächst." Hier beobachten die Franzosen die Genauigkeit so sehr als die Lateiner: es kommt auf eine kleine Aufmerksamkeit an, so können wir sie unser Sprache auch verschaffen; allein wir wollen mit Bedachtsamkeit zu Werke gehn. Unsere Vorfahren, wenn sie es nicht übel nehmen, waren etwas verworrene Köpfe; das haben wir schon an mehr als Einem Beispiele gesehn. Sie brauchten zu ihren wenigen Ideen keinen Konjunktif und ließen sich auch nicht einfallen, daß ihre Nachkommen einen nöthig hätten: daher fehlt er unsern meisten Zeitwörtern beinahe ganz: wir müssen die Franzosen hier beneiden und uns helfen, wie wir können. Sonderbar ist es aber, daß die Erfinder unser Sprache die Nennwörter, und die Erfinder der französischen die Zeitwörter besser mit Unterscheidungszeichen, wenigstens in dem vorhabenden Falle, versorgten. Es ist daher am besten,

wir verachten etwas, das uns fehlt, und brauchen den Konjunktif gar nicht, außer bey Gelegenheiten, wo wir mit unserm Trotze nicht durchdringen können: auch haben wir dies in der Sprache des Umgangs schon gethan, wo wir **gewöhnlich** nach „**daß, damit, ob**“ den Indikatif setzen.

Ich weis nicht, daß (ob) er noch lebt (nicht, lebe).

Er eilt, damit er nicht zu spät kommt (nicht, komme).

Er eilte, damit er nicht zu spät kam (nicht, käme).

Ich wußte nicht, daß (ob) er todt war (nicht, wäre).

Hievon machen die Wörter **glauben, fürchten, hoffen, meinen, zweifeln, denken, besorgen**, eine Ausnahme, nach denen **daß** oder **ob** in der vergangenen Zeit den Konjunktif erfodert: in der gegenwärtigen bleibt es bey der Hauptregel.

1) Er dachte, daß alles verloren wäre — Er fürchtete, daß es sein Vater gewahr würde.

2) Er glaubt, daß alles verloren ist: (nicht, sey) Er befürchtet, daß er zu spät kommt (nicht, komme).

3) Ich zweifle, ob dies dein Ernst **ist** — ich zweifelte, ob dies sein Ernst **wäre.**

Diese Regel gilt auch, wenn wir nach Art der Engländer „daß" wegwerfen: — „Er glaubt, es **ist** alles verloren: Er glaubte, es **wäre** alles verloren." — Wir haben für diese Fälle noch Eine Manier, die alsdann statt findet, wenn in dem Satze, der mit **daß** anfängt, das nämliche Subjekt ist, wie im vorhergehenden:

Er glaubt, daß **er** damit durchkommen wird;

Er glaubt, er wird damit durchkommen;

Er glaubt, damit durchzukommen.

Unter diesen drey Manieren ist die lezte die kürzeste und angenehmste.

4) Die Folge der Zeiten könten wir ohngefähr so anordnen: Nach einer gegenwärtigen Zeit darf nur eine gegenwärtige, nach einer vergangenen nur eine vergangene stehen, wenn **daß** oder **ob** den Konjunktif erfodern.

Man kan daher nicht sagen: „Wir besorgten, daß es mit ihm aus sey, sondern **wäre**.“ Hievon ist der Fall ausgenommen, wenn der Satz, der mit **daß** anfängt, ein allgemeiner Satz ist — „Er glaubte, daß der Mensch von Natur böse **ist**. (weder **sey**, noch **wäre**.)

Er **würde seyn**, statt er **wäre**, brauchen wir nur um des Wohlklanges willen, wie schon gesagt worden ist, und in andern Zeitwörtern, (**würde glauben** statt **glaubte**, wenn es croiroit bedeutet) um Zweideutigkeit zu verhüten.

Wie aber, wenn nach der vergangenen Zeit eine künftige stehen muß? — Alsdann steht die künftige im Indikatif, oder wir setzen die gegenwärtige im Indikatif dafür. — „Er glaubte, daß er **kommt**, oder, daß er **kommen wird**.“

5) Wir thun vielleicht nicht übel, wenn wir den Gebrauch des Infinitifs mehr in Umlauf bringen — „Haben Sie die Güte, dies Buch anzusehn“ — „Erzeigen Sie mir die Freundschaft, Ihrem Bruder zu schrei-

ben." — Die gewöhnlichen Formeln haben für mein Gefühl etwas widriges — „Haben Sie die Güte und sehen dies Buch an."

Wenn wir unsern Gegnern bey andern Artikeln eben so viel einräumen müssen, wie bey diesem, so werden sie bald triumfiren: daß unter den französischen Schriftstellern im Gebrauche und der Folge der Zeiten mehr Uebereinstimmung herrscht und ihre Regeln hierüber festgesezter sind, als die unsrigen, das können wir nicht läugnen: allein daß unsere Sprache keine feste Regeln **hat**, und daß sie nicht gesammelt **sind**, das widerlegt der Augenschein: die Verschiedenheiten, die man in Schriften antrift, sind aus Künsteleyen entstanden, aus Verbesserungen, die man dem Sprachgebrauche des Umgangs zuwider einführen wollte. Die wenigen Regeln, die ich vorgeschlagen habe, sind ganz aus der Sprache des Umgangs genommen, und man beobachtet sie fast in allen Gegenden. Im alten Teutsch sagte man freilich: „Ich glaube nicht, daß er es **wisse**" — „Es ist kein Wort auf meiner Zunge, das du, Herr,

nicht **wissest**“; allein die Sprache des Umgangs brauchte schon längst in beiden Fällen den Indikatif „das du, Herr, nicht weißt“ — „daß er es weiß“; und wer die alte Gewohnheit durch seine Regeln wieder einführen wollte, that uns keinen Dienst: aus dem Umgange ist der Konjunktif der gegenwärtigen Zeit ganz verbannt: man hört da weder **sey**, noch **habe**, noch **könne** *). Einige Schriftsteller sind so altväterisch, daß sie sogar das häßliche **seyen** (sint, soient) noch gebrauchen: statt dessen sagen wir allgemein **wären**, und beleidigen lieber die Regel der Zeitenfolge.

Noch Einen Streit müssen wir wagen, ehe wir mit dem „Il n'y a rien de fixe“ fertig sind: es kan auch den Sinn haben, daß unsern Wörtern **die genaue Bestimmung ihrer Bedeutungen** fehlt, und daß wir da-

*) In oratione recta, wenn ich kunstmäßig reden darf; aber in oratione obliqua ist er allerdings gewöhnlich: — „Er sagt, er habe dies nicht mit Vorsatz gethan; der Mensch sey ihm u. s. w.

her vor allen Dingen ein Wörterbuch bedürfen, das uns diesen Vortheil verschaft.

Um zu entscheiden, ob in einer Sprache die Wortbedeutungen hinlänglich bestimmt sind, muß man sich vorher erklären, in welcher Rücksicht man diese Frage thut: für den Dichter und Redner können die Bedeutungen nie schwankend genug, und für den Philosophen nie bestimmt genug seyn, weil Beide verschiedene Zwecke bewirken wollen.

Der Dichter will große Massen von Bildern in der Einbildungskraft des Lesers erwecken — Eine lebhafte Hauptidee, mit vielen dunkeln Vorstellungen und Gefühlen verbunden: je schwankender daher die Bedeutungen der Wörter sind, mit desto mehr Ideen kan der Begriff, den jedes ausdrückt, verknüpft seyn, und desto größer ist folglich die Anzahl der Vorstellungen, die es im Leser aufweckt, desto größer die Masse des Bildes, das dadurch hervorgebracht wird. Aus diesem Grunde waren die alten Sprachen so dichterisch: im Lateinischen sind z. B. die Farben viel unbestimmter als bey uns: cae-

ruleus ist weder schwarz, noch blau, noch braun, sondern eine Mittelschattirung zwischen diesen drey Farben, wenn man die Gegenstände vergleicht, denen es die Dichter beylegen: wir können dem Meere kein einziges Beywort geben, das ein so dichterisches Bild erregt, als caeruleum mare bey einem Römer, der den zusammengesezten Begriff des Wortes aus dem Umgange in der Seele hatte und ihn folglich schneller mit allen Nebenideen dachte als wir, die wir ihn blos durch Vergleichen und Nachdenken gefunden haben. Virtus ist ein höchstunbestimmtes Wort; es begreift die ganze physische Kraft des Menschen, geistige und körperliche, unter sich: wurde Jemand ein Mann, maxima oder magna virtute praeditus, genennt, so dachte man dabey an Talente des Geistes, an Einsicht, Muth, Entschlossenheit, Thätigkeit, kurz, an intellektuale Kraft, an moralische Tugend und an die körperlichen Eigenschaften: welche Menge von Vorstellungen, wenn man diese drey Rubriken zergliedert, mußten in der Seele des Rö-

mers bey diesem einzigen Worte aufsteigen! aus wie viel dunkeln Ideen war der Begriff zusammengesezt, den es erregte! — Eben so schwankend ist pietas, pius, auctoritas, auctor: ich möchte den Mann sehn, der ihren ganzen Sinn genau und scharf bestimmen könte. Das καλον der Griechen, ihre ἀρετη, ihr ἀγαθος, κακος, wie schwankend und vieldeutig! Aber eben darum für Dichter und Redner desto bequemer! An solchen Wörtern leidet die französische und auch unsere Sprache großen Mangel, weil bey ihrer Bildung der Philosoph zu sehr die Hand im Spiele hatte. Es ist hier nicht von Wörtern die Rede, die viele und sich oft so unähnliche Bedeutungen haben, daß man nicht begreift, wie sie sich in Einem Worte vereinigen konten: dergleichen giebt es zu unserm Leidwesen in beiden Sprachen genug: diese sind eher ein Unglück als ein Vortheil, weil sie zu Zweideutigkeiten Anlaß geben. Nein, ich meine solche, die eine ganze Klasse von Begriffen **Einer** Art umfassen: unsere mit vielen Bedeutungen begreifen viel Begriffe **verschiedener**

Art unter sich. Air, gout, sentiment sind drey solche, wie hier gemeint werden; und um das Wort esprit können wir die Franzosen nicht genug beneiden. Air umfaßt alles Aeußerliche am Menschen, in seiner Figur, Miene, Kleidung, Lebensart, im Thun und Lassen; gout jede Art des Wohlgefallens, das sich weder auf inneres Gefühl, noch Zuneigung, noch Grundsätze gründet, sondern aus einem vorübergehenden angenehmen Eindrucke, aus Einfall oder Laune entsteht; und diese Bedeutung erstreckt sich über alle Sinne und Triebe: sentiment begreift alles im Menschen unter sich, was in seiner Wirkung dem Gefühle gleicht, es sey eigentlich sogenanntes inneres Gefühl, oder eine Idee: mit esprit drückt man alle die veränderlichen Beschaffenheiten und Gesinnungen des menschlichen Geistes aus, die aus der verschiedenen Mischung und dem verschiedenen Verhältnisse seiner Grundkräfte, aus der Verschiedenheit des Interesse, der Meinungen, der Gesellschaft, wozu man gehört, des Zustandes, worinne man lebt, entspringen, mit Einem

Worte, alles Veränderliche im menschlichen Geiste, es entstehe, aus welcher Ursache es wolle: bel esprit, esprit juste, esprit de la ligue, esprit du corps, esprit de la société u. s. w. *) Hier müssen wir demüthig die Segel streichen und bekennen, daß wir wenig solche weitumfassende Wörter besitzen: **Sinn** und **Muth** waren es vormals; allein wie eingeschränkt itzo!

So sehr Dichter und Redner dies Schwankende, Unbestimmte, Weitumfassende in den Wörtern einer Sprache lieben, so sehr sucht der Philosoph das Gegentheil: er hätte gern für jede Idee ein so bestimmtes Zeichen, das so fest daran gefesselt und so rein von allen verknüpften Begriffen wäre, wie die drey Linien, die der Mathematiker auf das Papier zeichnet und einen Triangel nennt. Er braucht zwar auch eine Art von weitumfassenden Wörtern, allein der Unterschied liegt darinne, daß **er viele gleiche**,

*) Esprit d'un livre, esprit des lois und ähnliche Redensarten sind Metaphern und gehören also nicht hieher.

und der Dichter und Redner viele **ähnliche** Ideen unter Einem Zeichen begreifen wollen. Un air triste erweckt die Vorstellung von allem, was sich in der Miene, Gesichtsfarbe, Stellung, in den Geberden, dem Gange, der Kleidung und den Bewegungen eines traurigen Menschen **ähnliches** befindet: **Ausdehnung** hingegen drückt etwas aus, das sich an allen Körpern der ganzen Welt **gleich** (identisch) ist: jenes ist also ein gutes rednerisches, dieses ein gutes philosophisches Wort.

In diesem Sinne ist zu unserm Unglücke das „il n'y a rien de fixe" am wenigsten von unser Sprache wahr: ihre Wörter sind für Dichter und Redner **zu sehr** bestimmt, zu sehr mit ihren Bedeutungen auf eine grössere oder kleinere Anzahl **gleicher** Ideen eingeschränkt und umfassen zu wenig **ähnliche**: sie erregen folglich keine sehr zusammengesezte Vorstellungen in der Einbildungskraft. Wenn ich „un air gai" höre, so steht der ganze fröliche Mensch in meinem Kopfe da; im Teutschen muß ich mir jeden Theil, wo-

aus diese Vorstellung zusammengesezt ist, einzel zuzählen lassen: „ein fröliches Aussehn, ein fröliches Aeußerliche“ erstreckt sich in seiner Bedeutung nicht so weit und läßt sich nicht in allen Fällen gebrauchen; denn man kan nicht sagen, „er kam mit lustigem oder traurigem Aussehen auf mich zu“; und man muß daher entweder blos die traurige Miene, den traurigen Gang oder einen andern Theil des air triste nennen und dadurch das Bild schwächen, oder alle hinter einander dem Leser herzählen und den Ausdruck weitschweifig machen. „Wesen“ hatte im alten Teutsch völlig den nämlichen weiten Umfang wie das französische air, und es ist unbegreiflich, warum wir es aus dem Gebrauche kommen und verächtlich werden ließen: — „sein mürrisches, lustiges, trauriges Wesen; — er redte mich mit aufgeräumtem Wesen an“; es erstreckt sich gar noch weiter als air; denn man brauchte es auch von Beschaffenheiten, die ein Gegenstand des Geschmacks, des Gefühls, des Geruchs und Gehörs sind — „ein klebriges, ein süßes, ein stinkendes Wesen;

es ist ein angenehmes Wesen in diesem Liede.“ Izt haben wir es auf die beiden kahlen ontologischen Begriffe ens und essentia eingeschränkt: hätte sich nicht schon eine Art von Lächerlichkeit damit verknüpft, so müßten wir es schlechterdings wieder in die vorige ausgebreitete Bedeutung einsetzen. So ist es uns mit vielen andern Wörtern gegangen: der Schulphilosoph bestimmte sie näher, schränkte sie ein und beging dadurch im eigentlichen Verstande einen Diebstahl am Redner und Dichter.

Wir kommen zum dritten Vorwurfe: unsere Sprache soll der **Zweideutigkeit** sehr ausgesezt seyn. Die berühmte clarté der Franzosen ist nicht die herrschende Eigenschaft unser Schriften, das müssen wir einräumen; allein ist dies nicht mehr ein Fehler der Schriftsteller als der Sprache? Boileau machte eine Satire auf die Zweideutigkeit, weil sie ihn von Vers zu Vers verfolgte, und d'Alembert klagt in einer Abhandlung, daß man fast keine Zeile im Französischen schreiben kan, ohne einer Zweideutigkeit zu begegnen:

auch Voltäre beschwert sich an einem Orte über die Mühe, die ihm diese Unvollkommenheit seiner Sprache machte: und wenn gleich keine solche Zeugnisse sie bewiesen, so könte man sie schon aus der grammatischen Einrichtung der französischen Sprache darthun. Zeichnen sich aber dennoch die Schriften, die darinne geschrieben sind, durch einen so hohen Grad von Deutlichkeit aus, daß die Ideen, wie ein klarer Bach, vom Buche in die Seele des Lesers ohne Anstoß hinüberfließen, so muß dies Verdienst ganz allein dem Fleiße der Autoren angehören: die Nation, der sie gefallen wollten, ist zu lebhaft, zu ungeduldig, um nicht sogleich ein Buch wegzuwerfen, das die mindeste Aufmerksamkeit erfodert, um verstanden zu werden: ihre Schriftsteller mußten sich also entweder entschließen, ihr zu misfallen, oder die beschwerlichste Mühe und Sorgfalt anwenden, um alle Schwierigkeiten zu entfernen und dem Leser das Nachdenken zu ersparen. Wir können unserm Publikum schon etwas mehr zumuthen: es denkt und empfindet langsamer,

ist einer größern Aufmerksamkeit fähig, hat mehr Geduld und erzeigt dem Verfasser eines Buches die Gefälligkeit, einen Perioden, den es nicht auf das erstemal versteht, noch einmal durchzulesen und die Undeutlichkeit durch eigenes Nachdenken zu heben. Wenn wir durch diese Gutherzigkeit der Leser ein wenig nachlässig wurden, Zweideutigkeiten zu vermeiden, so hatten wir das Schicksal der Völker, die einen zu guten Boden bearbeiten: der Schweizer wurde betriebsam und sein Land fruchtbar, weil er Berge und widerspenstige Felsen baute, der Italiäner träge und sein Ackerbau mittelmäßig, weil ihn sein fettes Erdreich ohne seinen Fleiß nährte; und wir sollten billig über die Verhütung der Undeutlichkeit ein wenig mehr wachen, wenn es auch nur geschähe, um den Franzosen zu beweisen, daß sie nicht die einzigen Menschen auf der Erde sind, die deutlich schreiben können. Doch alle Dunkelheiten darf man nicht den Schriftstellern beymessen: einige fließen allerdings aus der Sprache her: wir wollen sehn, ob sich ihre Quellen verstopfen lassen.

1) Die Franzosen haben Eine feste Ordnung der Wörter für jede Art von Sätzen, wir eine doppelte, eine andre, wenn sich der Satz mit dem Nominatif, eine andre, wenn er sich mit „**nachdem, weil, als, wenn**" und ähnlichen Partikeln anfängt.

Der König | ließ | ihn | mit allen seinen Begleitern | gefangen nehmen.

Weil | ihn | der König | mit allen seinen Begleitern | gefangen nehmen | ließ.

Im zweiten Falle müssen wir nach der Regel den Accusatif des Pronomens (ihn) vor dem Nominatif (der König), und das bestimmte Zeitwort (ließ) ganz an das Ende des Satzes stellen: dies erzeugt oft Zweideutigkeit, weil sich an einem unser Pronomen, (sie) das wir am häufigsten gebrauchen, der Accusatif und Nominatif nicht durch die Endung unterscheiden: wir drücken durch „sie" illam, illi, illae, illa, illos, illas, illa aus. — „Wenn sie die Briefe angetroffen haben, so ..." Wer hat hier angetroffen? die Briefe oder sie? Es kan heißen: s'ils ont trouvé les lettres: si les lettres les ont trouvés oder trouvées;

si Vous avez trouvé les lettres; si les lettres Vous ont trouvé oder trouvée, Vous ont trouvés oder trouvées. Aus dem Zusammenhange läßt es sich wohl zuweilen errathen; aber darauf darf man sich nicht allemal verlassen. Wir müssen also in dergleichen Sätzen „sie“ von der gewöhnlichen Regel ausnehmen und den Nominatif allemal unmittelbar nach „**wenn, nachdem, als, weil**“ und andern solchen Partikeln setzen, ausgenommen wenn er durch „**der**“ bezeichnet wird. — „Wenn Sie die Briefe angetroffen haben; si Vous avez trouvé les lettres: Wenn die Briefe Sie angetroffen haben; si les lettres Vous ont trouvé; eben so auch in den beiden übrigen Fällen, wenn es „s'ils ont trouvé les lettres,“ oder „si les lettres les ont trouvés“ bedeutet.

So ist wohl Eine Schwierigkeit gehoben, aber nicht alle, die uns das verzweifelte sie macht: es gehen oft zwey Wörter mit dem Artikel **die** vorher, und es wird zweifelhaft, auf welches von beiden das **sie** sich bezieht.

„Die **Russen** hatten den ganzen Tag mit solcher Heftigkeit gegen **die Türken** gefochten, daß sie den Streit nicht mehr aushalten konten.“

„Unsere **Bundesgenossen** verfolgten **die Feinde** bis an das Holz, wo sie die Nachricht empfingen, daß der General Z. geschlagen wäre.“

Wer ist hier unter dem sie gemeint? Die Russen oder die Türken? die Bundesgenossen oder die Feinde? In diesen beiden Beispielen kan man sich dadurch helfen, daß man statt sie, nach Beschaffenheit des Sinnes, **jene** oder **diese**, **die ersten** oder **die lezten** sagt, obgleich die Schreibart etwas ungelenk wird, wenn der Fall oft vorkommt. Der kleine Vortheil, den die Franzosen hier über uns haben, gilt so viel als gar nichts; sie drücken zwar „sie“ durch ils, elles, les aus, aber ils und elles hebt nur alsdann die Zweideutigkeit, wenn die vorhergehenden zwey Wörter von verschiedenem Geschlechte sind, und ausserdem müssen sie auch zu ceux-ci, ceux-là, les premiers, les derniers ihre Zuflucht neh-

nen; und les hilft ihnen blos aus der Noth, wenn sie bey uns in Einem Satze zweymal steht — „Sie haben sie angetroffen" ils les ont rencontrés: auch darinne sind sie besser daran, daß sie das Geschlecht unterscheiden können — ils les ont rencontrés oder ils les ont rencontrées; doch dies ist nur eine Hülfe bey dem Lesen, aber nicht im Sprechen. „Da sie sie gefunden hatten," ist ganz unerträglich, und man muß sich entweder entschließen, das schwerfällige „dieselben" wieder hervorzuholen, oder dem Satze eine andere Wendung geben, um das doppelte sie zu vermeiden — „Da sie von ihnen gefunden waren," oder „da sie dieselben gefunden hatten; da jene diese, oder, diese jene gefunden hatten; (beides etwas steif!) da die einen die andern gefunden hatten."

2) Unsere zurückzielenden Pronomen „**welcher, welche, welches, der, die, das**" unterscheiden den Accusatif und Nominatif des weiblichen Geschlechts im Singular nicht und im Plural kein einziges: **die, welche**, heißt quae, quam, qui, quae,

quae, quos, quas, quae. Die Franzosen gewinnen dadurch gegen uns, daß sie qui und que unterscheiden; aber dafür verlieren sie wieder gegen uns, daß sie unser **dessen, deren** (cuius, quorum) nur durch dont, und unser **dem, der, denen** (cui, quibus) nur durch à qui ausdrücken können: sonderbar ist es, daß sie lequel, laquelle haben veralten lassen, ob es gleich viel bessere Dienste thäte als qui, dont, à qui; aber dergleichen Grillen, daß man der Kürze die Deutlichkeit aufopfert, finden sich auch bey uns häufig. Haben wir nicht unser „**welcher, welche, welches**“ zurückgesezt? und gleichwohl ist es ungleich wohlklingender, wenn ein einsilbiges Wort vorausgeht und folgt, als **der, die, das** — „auf welchem der Fluch liegt,“ schmeichelt meinem Ohre mehr, als — „auf dem der Fluch liegt.“

Die Zweideutigkeit, die von dieser Mangelhaftigkeit unser Relatifen veranlaßt wird, ist oft sehr groß und kan den Schriftsteller, der Deutlichkeit für eine Tugend hält, bis zur Verzweiflung bringen, wenn auf **die** ein

sie folgt. — „Die Kinder, die sie lieben“ — soll das heißen, les enfans qui les aiment oder les enfans qu'ils aiment? — „Die von ihnen geliebt werden, oder, von denen sie geliebt werden,“ hebt zwar die Zweideutigkeit, aber wie schleppend ist es!

Die Franzosen haben die löbliche Gewohnheit, daß sie das Wort, auf welches sich qui beziehen soll, allemal unmittelbar vorher setzen — Je trouve partout dans les objets la même horreur qui regne au dedans de moi: — Je trouve la même horreur dans les objets qui m'environnent. Wir können es in diesen und andern Fällen auch thun, und müssen es thun; (z. B. mit dem sich vor einiger Zeit die Völkerschaft schlug, zu welcher Franz gehörte) aber oft hindert uns die festgesezte Stellung der Wörter daran: wir schieben alsdann den Saz, der mit **der, die, das** anfängt, in den andern ein und verhüten zwar die Dunkelheit, aber die Schreibart wird leicht gedehnt: man sollte daher nie einen Saz in den andern einschieben, wenn die beiden Hälften dieses lezten, der dadurch ge-

theilt wird, nicht von gleicher Länge sind. — „Ich habe die Briefe, die Sie mir vor acht Tagen durch Ihren Freund zuschickten, abgegeben.“ — Hier muß man schlechterdings nicht einschieben, sondern „abgegeben“ unmittelbar nach „Briefe“ setzen: wenn es aber hieße, „Ich habe die Briefe, die . . . zuschickten, sogleich an gehörigem Orte abgegeben,“ dann wäre das Einschieben nicht blos erlaubt, sondern sogar Pflicht. Ueberhaupt müssen wir uns das Einschieben langer Sätze abgewöhnen, ob uns gleich unsere Sprache leicht dazu verführt.

3) Sein, ihre, verursachen meistens einen schwankenden Sinn, wenn eine Sache und eine Person, zwey Dinge oder zwey Personen von einerley Geschlechte vorausgehn und in demselben Satze vorkommen. — „Madam B. gab der Frau von S. ihre Handschuhe“ — so kan man sagen, wenn die Handschuhe der Frau von S. gehören: gehören sie aber der Madam B., so muß man die Glieder des Satzes so stellen — „Madam B. gab ihre Handschuhe der Frau von S.“

Aber wie dann? „Die Fürstin sah Ulriken an: über ihre Wange tröpfelte eine Thräne:“ — Auf wen bezieht sich „ihre“? Wer die Schriftstellerey ein wenig versucht hat, wird mit Seufzen bekennen, daß ihn diese Arten der Zweideutigkeit am meisten quälten, weil sie sich niemals ohne eine gänzliche Umschmelzung des Perioden oder ohne Weitschweifigkeit wegschaffen ließen: in Erzählungen oder Schilderungen, die einen raschen Gang fodern, weis man oft weder aus noch ein und hat keine andere Wahl als kurz und dunkel, oder deutlich und matt zu seyn. Von Rechts wegen sollte man die Regel machen, daß jeder Autor verbunden wäre, **er, sie, seine, ihre** allemal so zu gebrauchen, daß es sich auf das zuerst stehende Wort des vorhergehenden Satzes bezöge, wenn darinne zwey vorkämen, worauf es der Leser ziehen könte: in Fällen, wo die Handgreiflichkeit des Zusammenhangs keine Dunkelheit veranlaßt, ist eine solche Vorsichtigkeit unnöthig. Tröpfeln die Thränen in dem angeführten Beispiele über Ulrikens Wange, so ist der Aus-

Bayerische Staatsbibliothek München

druck falsch. „Die Fürstin sah Ulriken an: sie erblickte Thränen auf ihren Wangen“ — ist schon erträglicher. „Die Fürstin ... an: sie erblickte Thränen, die ihr von den Wangen tröpfelten,“ — ist richtig, aber matt. Dieses Beispiel giebt zugleich die zweite Regel an die Hand: „Wenn im zweiten Satze zwey solche Wörter wie **sie**, **ihre**, **er**, **ihm** vorkommen, so muß sich das erste auf die erste Sache oder Person, und das zweite auf die andere im vorhergehenden Satze beziehn: **sie** geht auf die Fürstin, **ihr** auf Ulriken; ausgenommen wenn die Handgreiflichkeit des Sinnes den Leser sogleich lehrt, daß sie beide auf Eine Sache oder Person gezogen werden sollen.

4) Die Wörterchen **nur**, **allein**, **blos**, **selbst**, **auch** müssen einen festen Platz bekommen, wenn sie den Verstand nicht schwankend machen sollen. „Er hat mir auch einen Brief mitgegeben“ — ohne dies zu hören und nach dem Gedankenaccente zu beurtheilen, kan man es nicht verstehn: gehört **auch** zu **mir** oder zum **Briefe**? Der Sinn

ist in jedem Falle sehr verschieden. — „Er hat mir nur eine Kleinigkeit gegeben," kan bedeuten, Ce n'est qu'à moi qu'il a donné peu de chose; Ce n'est que peu de chose qu'il m'a donné; oder „er hat weiter nichts gethan, als mir eine Kleinigkeit gegeben." Um diesem Uebel abzuhelfen, müssen wir es zur Regel machen, **nur, allein, auch, blos** allemal **vor** das Wort zu setzen, zu dem sie gehören.

Wenn allein **die Männer** ihre Weiber liebten; (si ce n'etoient que les maris qui ---)

Wenn die Männer allein **ihre Weiber** liebten; (si les maris n'aimoient que ...)

Wenn die Männer ihre Weiber allein **liebten**; (wenn sie weiter nichts thäten)

So ist die Schwierigkeit bis auf den Fall gehoben, wenn **allein** zu **der, die, das** (qui) gehört: — „Und diese Handlung, die allein ihm den Ruhm des größten Helden erwarb" (qui seule.) Hier müßte man sich im

Drucke damit helfen, daß man **ihm**, wenn es den Gedankenaccent hätte, und folglich **allein** dazu gehörte, mit unterscheidender Schrift drucken ließe, und wäre daher das Wort nach **allein** durch keine andere Schrift unterschieden, so könte der Leser dies als ein Merkmal betrachten, daß er **allein** zu **der, die, das** ziehen sollte.

Wie diese angezeigten Wörter **vor dem** stehen müssen, wozu sie gehören, so muß **„selbst" hinter das** gesezt werden, womit es verbunden ist. Nach der bisherigen Gewohnheit sagt man — „Er hat es mir selbst gegeben" Il me l'a donné, lui-même, oder Il a donné à moi-même. In der ersten Bedeutung muß **selbst** unmittelbar nach **er** stehn; in der zweiten behält es den Platz, den es itzo hat. In der Bedeutung **sogar** sollte man es nirgends als an der Spitze eines Satzes gebrauchen — „Selbst die größten Helden des Alterthumes haben ..."

Wie aber, wenn **allein** und seines Gleichen zu einem Genitif gehören? Soll man

sagen — „Er hat die Sklaven allein des Manilius bestochen"? Nein, man darf den Genitif nur vorsetzen — „Er hat allein des Manilius Sklaven bestochen."

5) Die Inversion mit dem Accusatif muß nicht eher erlaubt seyn, als wenn vor einem von den beiden versezten Nennwörtern **der** oder **den** steht, und die Versetzung des Subjekts und Prädikats nicht geschehen, wenn beides Nennwörter sind. — „Den Frieden liebt kein Soldat", ist verständlich. „Die Mutter liebt das Mädchen wohl, aber den Vater haßt sie"; hier ist die Inversion ein offenbarer Fehler, ob man gleich aus dem Zusammenhange rathen kan, daß „die Mutter" der Accusatif seyn soll. — „Ein Held ist ein König, wenn er der Schmeicheley widersteht" — in solchen Fällen muß man der Deutlichkeit die Stärke aufopfern und die gewöhnliche Wortstellung beibehalten, oder dem Gedanken eine andere Wendung geben.

6) Eine unbeträchtliche Zweideutigkeit wird durch die Aehnlichkeit des weiblichen Artikels im Genitif und Datif zuweilen veran-

laßt: **der Liebe** heißt de l'amour und à l'amour. Im vorhergehenden Absatze mußte ich daher die gewöhnliche Ordnung der Wörter verlassen, und statt zu sagen, „muß man die Stärke der Deutlichkeit aufopfern," stellte ich sie, wie sie itzo stehn, damit man nicht glauben sollte, daß es de la clarté, sondern à la clarté bedeutete. Die Franzosen thun das nämliche mit du, de la, des, das bey ihnen **des** und **von dem**, **der** und **von der**, **deren** und **von den** ausdrückt. „Il fait dependre la securité de son caprice" — hier heben sie durch eine Versetzung der zwey Nennwörter den Doppelsinn — de son caprice la securité.

7) Die Gedankenaccente sind für uns die Büchse der Pandora: sie geben uns eine große Wohlthat und ein großes Uebel — Kürze und Zweideutigkeit; wenigstens machen sie oft bey dem ersten Anblicke den Sinn mancher Stelle schwankend, weil wir sie nicht allemal anzeigen. Wir müssen es schlechterdings mehr thun, wenn auch unser Druck etwas buntscheckig wird, besonders da unsere

sogenannte Schwobacherschrift aus den abscheulichsten Misgeburten besteht, die der menschliche Verstand erfinden konte: unmerklich grössere aus einander gerückte Buchstaben sind das erträglichste für das Auge. Ich wag es nicht, den Gebrauch eines wirklichen Accents (´) vorzuschlagen, weil man zu sehr über Neuerung schreyen würde: auch hat er die Unbequemlichkeit, daß er bey langen Wörtern nur über Einer Silbe stehn kan und daher leicht zu dem Irrthume verführt, daß nur diese Silbe den Accent haben soll: um dies zu vermeiden, könte man das gelinde Aspirationszeichen der Griechen dazu wählen und es allemal zu dem ersten Buchstaben des Worts setzen:

'Er war der Tirann, der uns Leben und Ruhe raubte: keine Feinde plünderten uns, sondern wir selbst: der 'Luxus saugte unsere Kräfte aus, und wir hören auf, Sklaven zu seyn, wenn wir 'ihm widerstehn.

'Widerstehn ist nicht genug: 'verbannen müssen wir ihn; aber wie können 'wir

es? 'Unser Beispiel ist zu schwach, eine Veränderung zu bewirken u. s. w.

Für die Schauspieler wär eine solche Bezeichnung von großem Nutzen, und wir hörten alsdann weniger falsche Deklamation auf unsern Theatern: die Schriftsteller würden weniger falsch verstanden, und unsere Bücher weniger elend, weniger ohne Sinn und bestimmten Ton gelesen. Scheint mein Vorschlag zu sehr Neuerung zu seyn, so ist die bisher gewöhnliche Bezeichnung durch unterscheidende Schrift zur Noth auch hinreichend: bey langen Wörtern beleidiget sie das Auge, und man geräth deswegen oft in Versuchung, den Accent ohne Zeichen aus dem Zusammenhange rathen zu lassen.

Die großen Anfangsbuchstaben bey Wörtern, die nach den Regeln unser Orthographie kleine haben sollten, lassen sich zu einem andern Gebrauch anwenden, und man sollte deswegen den Gedankenaccent nicht mehr damit bezeichnen: sie dienen zu einem Winke, daß **sie, andere, alle, beide, jeder** von Personen zu verstehen sind. Sie mit einem

großen Anfangsbuchstaben war bisher schon üblich, wenn man einen andern damit anredete: es weiter als auf die übrigen angeführten auszudehnen, wär überflüßig, weil es nur bey diesem zu Zweideutigkeiten Anlaß giebt. Noch kan man **Einer, e, es** hinzusetzen, das mit einem großen Anfangsbuchstaben die Zahl unus, mit einem kleinen den Artikel (**ein Mann**) bedeutet. „Er foderte Eine Aufopferung“; Il ne demandoit qu'un sacrifice: Er foderte eine Aufopferung; il demandoit un sacrifice.

Da wir **nur, blos, allein, auch, selbst** einen festen Platz angewiesen haben, so ist vor und nach ihnen keine Bezeichnung des Gedankenaccents nöthig; denn man weis schon, daß ihn nach der gegebenen Regel das vorhergehende oder folgende Wort hat; aber wenn er auf **allein, blos, nur, auch** liegt, dann ist die Bezeichnung unentbehrlich. — „Er hat mir **nur** ein Kompliment gebracht“ — hier bedeutet es, daß er weiter nichts gethan hat als dieses.

8) Die Interpunktion ist Gelegenheit zum Doppelsinne, und Mittel dawider. Unsere Zeichen sind , ; : . — ...

(,) Das Komma wird von den meisten Schriftstellern gebraucht, alle Ideen und Sätze abzusondern: ihre Bücher sind daher mit kommatischen Strichen übersät. Wozu das? es ist hinlänglich, nur solche Ideen und Sätze, die man leicht wider den Zweck des Verfassers verbinden kan, durch einen Strich zu trennen. Warum wird vor jedes „und“ ein Komma gepflanzt? So lange Ein Subjekt durch alle Sätze herrscht, die durch **und** verbunden werden, ist kein Unterscheidungszeichen nöthig, ausgenommen wenn sie einen Gegensatz in den Ideen enthalten, wie im ersten Perioden dieser achten Nummer. Eben so überflüßig ist es bey den Beywörtern — „ein schöner, herrlicher, großer Tag“ — wozu dienen sie hier? aber steht bey einem ein Zusatz, dann ist das Komma unentbehrlich — „ein sanfter, dem Ohre schmeichelnder, angenehmer Ton.“

(;) Semikolon gehört für die Absonderung der Sätze, die so genau mit einander verbunden sind, daß die Ideen aus einem in den andern laufen, obgleich ein jeder für sich einen Sinn ausmacht. — „Er ging meinem Freunde nach; und er hätte ihn gewiß gefunden u. s. w.“ — „Er ging ihm nach; denn es war die höchste Zeit.“ — „Eine Güte, die Jedermann bezauberte; eine Sanftheit, die zur Liebe hinriß; ein Wohlwollen, das die Herzen einnahm, war über ihr Gesicht verbreitet.“

(:) Kolon trennt die Glieder eines Perioden: die Ideen hängen blos als Theile eines Ganzen zusammen: eine ist Erläuterung oder weitere Ausführung der andern, und dieser Periode ein Beispiel davon.

(—) Diese armen Querstriche, die sich seit einiger Zeit in teutschen Schriften so sehr häufen, hatten ein sonderbares Schicksal bey den Lesern. Man war auf den Einfall gekommen, sie Gedankenstriche zu nennen; und diese Benennung brachte viele Leser in große Verlegenheit: sie bildeten sich ein, daß sie

bey jeder solchen Lücke etwas aus ihrem eigenen Kopfe denken müßten: dies machte das Lesen ungemein sauer. „Ey,“ sagte Jemand, „dann ist es keine Kunst, Bücher zu schreiben, wenn man den Leser immer für sich „denken heißt, und ihm so wenig zu denken „giebt.“ Andere stellten sich vor, daß es bloße Ausfüllungszeichen wären, oder Zierrathen, wie die Buchdruckerstöcke; und ein ökonomischer Mann beschwerte sich bitterlich, daß man itzo wegen der vielen Striche so viel leeren Raum in den Büchern kaufen müßte. Auch scheinen viele Autoren, sie blos zu diesem Behufe zu gebrauchen, und ich habe von einem Buchhändler erzählen hören, der seine Materie mit diesen Strichen aus einander trieb, um mehr Bogen zu füllen. Bey so vielen Klagen und Misverständnissen wird es den Lesern vermuthlich angenehm seyn, wenn sie erfahren, daß sie in Schriften, deren Verfasser denken kan, nie bey einem Querstriche etwas denken dürfen, noch leeren Raum kaufen, sondern für ihr Geld ein Unterscheidungszeichen bekommen, das die ver-

schiedenen Arten des Vortrags absondern und gewisse Ruhepunkte oder Ideentrennungen anzeigen soll, für die man unsere übrigen Unterscheidungszeichen nicht brauchen kan. Ein Querstrich am Ende eines Dialogs, der in eine Erzählung eingeschaltet ist, dient zum Winke, daß hier der Dialog aufhört und der erzählende Vortrag wieder angeht: in einem Dialoge, den man nicht absetzen lassen will, zeigt ein Querstrich an, daß nun eine andere Person spricht. In dramatischen Schriften bedeutet er eine Pause, die der Schauspieler etwas länger machen soll, als er sie bey einem gewöhnlichen Unterscheidungszeichen gemacht hätte, das an einer solchen Stelle steht oder stehen sollte: am Ende einer Rede zeigt er an, daß die folgende Person einfallen soll, ehe die vorhergehende die Stimme sinken läßt. Im erzählenden und abhandelnden Vortrage drückt er blos einen Ruhepunkt in Gedanken oder Stimme aus, eine Suspension, eine Parenthese. — „Zwey Laster erniedrigen den Menschen zum Thiere — Trunkenheit und Wollust.“

— „Der Mann konte viele große Künste: er tanzte, spielte in der Karte und — machte Filet.“ — Die gehäuften doppelten und dreyfachen Querstriche waren bey manchem Autor im Anfange seiner Schriftstellerey nichts als Spiel, jugendliche Tändeley; und wie jedes Spiel verliert, wenn es Andere im Ernste nachthun, so ging es auch hier: es wurde zur Grimasse. Ein Querstrich zu Anfange eines Absatzes oder Kapitels soll einen abgebrochenen Anfang des Gedankens oder der Rede anzeigen, und ist nur in sehr launigen Schriften zu erlauben.

(...) Ist das Zeichen der Reticenz, wenn eine Rede am Ende abgebrochen wird: bricht eine andere redende Person sie ab, so steht ein Querstrich; bricht der Redende selbst sie ab, so sezt man diese drey Punkte. — „Ich wollte, daß du ... Aber ich mag dir nichts Böses wünschen.“

A. Und dann gingen sie —

B. Gerade zu ihm hinein?

In diesem Artikel haben wir, die Wahrheit zu bekennen, nicht viel Ehre mit unser

Sprache eingelegt: so viele Gelegenheiten zur Zweideutigkeit, worunter ich sogar die weniger beträchtlichen übergangen bin, sind eben so viele Beweise für die Unvollkommenheit der grammatischen Einrichtung, woraus sie größtentheils unmittelbar entspringen. Wir können uns aber mit einem doppelten Troste beruhigen: das Uebel ist nicht unheilbar und läßt sich durch die Beobachtung weniger Regeln von Grund aus heben, und die Franzosen sind mit ihrer Sprache nicht besser daran als wir. Da sie keine Gedankenaccente haben und sich keine Inversionen erlauben, so sind sie freilich vor den übeln Folgen sicher, die aus diesen beiden Ursachen bey uns entstehn: allein das ist die Glückseligkeit eines Menschen, der immer auf Einem gewohnten ebenen Wege dahinwandelt: wer sich nie auf das Eis wagt, kan nie auf dem Eise fallen. Wir sind mit unser gebrechlichen Sprache so vorwitzig und wollen alle die Sprünge und Wendungen nachmachen, die Griechen und Lateinern so leicht wurden: wir wollen Deutlichkeit, Kürze, Stärke, Mannichfal-

tigkeit, Eleganz, Kühnheit, Genauigkeit, Annehmlichkeit vereinigen und so viele widerstreitende Eigenschaften mit einem sehr mittelmäßigen Werkzeuge hervorbringen: wir tragen Fesseln und wollen doch tanzen. Könten wir uns entschließen, auf Unkosten der Kürze und Stärke deutlich zu seyn, wie die Franzosen, so hätten wir sehr leichtes Spiel: — c'est Vous qui avez empoisonné la vie de Votre pere; **du bist es, der** das Leben deines Vaters verbitterte": lieber setzen wir uns der Gefahr aus und sagen kürzer und stärker mit einem Gedankenaccente — „**du** verbittertest das Leben deines Vaters." Der Franzose sagt — je l'ai vû, moi-même; ich hab es gesehn, ich selbst": durch diese Wiederholung vermeidet er die Zweideutigkeit, verliert aber auch Kürze und Stärke. C'est du poison que j'ai cueilli sur tes levres; **Gift** saugte ich von deinen Lippen. Je l'ai tué, moi; **ich** tödtete ihn.

Wer mit beiden Sprachen hinlänglich bekannt ist und seine Gedanken in beiden ausgedrückt hat, kan die Vergleichung durch alle

vorhin angegebene Rubriken für sich selbst fortsetzen, ohne daß ich nöthig habe, die Beispiele zu häufen; und wer nur Eine kennt, dem machten mehr Beispiele nur Langeweile, ohne ihn zu überzeugen. Mich hat eine sorgfältige Vergleichung so viel gelehrt, daß die französische Sprache so vielen Zweideutigkeiten ausgesezt ist, wie unsere; daß die Deutlichkeit des französischen Stils mehr ein Verdienst der Schriftsteller als der Sprache ist; daß sie ihre Deutlichkeit allemal auf Unkosten der Kürze oder der Stärke erkaufen, und daß wir sie unsern Schriften in dem nämlichen Grade verschaffen können, ohne den Gang unsers Ausdrucks und unsere Gedanken so gewaltig fesseln zu dürfen, wie die Franzosen: es gehört blos dazu, daß wir uns gewöhnen, deutlich, hell, ordentlich zu denken; daß wir uns vor dem Misbrauche der Freiheiten hüten, die uns unsere Sprache erlaubt, und den Gebrauch vorsichtig einschränken, wo er Dunkelheit oder einen schwankenden Sinn veranlaßt; und daß wir Stärke und verworrenen Stil nicht für einerley halten.

Nachdem man uns alles abgesprochen hatte, so war es kein Wunder, daß wir unsere Sprache auch für **arm** ausgeben lassen mußten: dies ist der vierte Vorwurf. *)

Eine Sprache ist entweder für Dichter und Redner, oder für den Philosophen, oder für die Wissenschaften, Künste und Professionen arm; sie kan es an Wörtern, Redensarten, Wortfügungen, Wendungen seyn; sie ist es in Rücksicht auf die größere oder geringere Menge ihres Vorraths an allen diesen Dingen, oder in Vergleichung mit den Ideen.

Es ist weder meinen Kräften noch den Absichten dieser Schrift angemessen, eine umständliche Untersuchung unsers Sprachreichthums in allen diesen Rücksichten anzustellen, und noch weniger, ihn mit dem französischen, englischen und italiänischen Vorrathe zu ver-

*) p. 29 **sagt der Verf.** la langue allemande manque de plus de cette abondance de termes metaphoriques, si necessaires pour fournir des tours nouveaux et pour donner des graces aux langues polies.

gleichen: ich schränke mich blos auf einige allgemeine Anmerkungen ein, wozu ich einen Entwurf hinzusetzen will, der die vornehmsten Gesichtspunkte enthält, in denen nach meiner Meinung eine solche Untersuchung und Vergleichung geschehen müßte, wenn sie genau und philosophisch seyn sollte.

Die größere oder geringere Anzahl der Wörter entscheidet weder für den Reichthum noch die Armuth einer Sprache: ich erinnere mich von einer gelesen zu haben, die zehn oder zwölf Wörter besitzen soll, womit sich der Begriff „Herr" ausdrücken läßt: es sey, welche es wolle, sie muß einem sklavischen tummen Volke angehören, dem eine niederdrükkende Idee so wichtig seyn konte; und es ist daher sehr wahrscheinlich, daß es weder Kopf noch Wissenschaften gebildet und folglich eine arme Sprache hat. Wir wollen annehmen, daß für eine gewisse Klasse Ideen, z. B. für alle, die wir durchs Auge erhalten, die eine Sprache zehn, die andere zwanzig Wörter besizt, so folgt daraus nicht, daß diese lezte zum dichterischen oder philosophischen Ge-

brauche reicher ist als die erste, so wenig als ein Mensch, der für tausend Thaler Kupferpfennige hat, für reicher gelten kan als ein Ander, der tausend baare Luidor besizt: jener hat mehr der Zahl und dem Gewichte nach, dieser mehr am Werth und zum Gebrauche. Wenn unter die zwanzig Wörter der einen Sprache die Anzahl der Ideen, die wir durch das Auge erhalten, schlechter vertheilt ist als unter die zehn Wörter der andern, so hat jene den Reichthum des Mannes mit den Kupferpfennigen, diese den Reichthum des Mannes mit den Luidoren.

Um dieses ganz zu verstehn, erinnere man sich, daß die Natur dem Menschen eine gewisse bestimmte Anzahl Hauptideen zugetheilt hat: stünde unser Planet gleich Millionen Jahre, so wäre das **Grundkapital** unser Ideen am Ende nicht größer wie im Anfange, aber jeder einzele Mensch, jedes Zeitalter erhält von der Hauptsumme einen größern oder kleinern Antheil. Ich wähle den Sinn des Geschmacks zum Beispiele, weil bey ihm die Sensationen merklicher, unterschiedener unter

sich und mit den inneren Vorstellungen weniger vermischt sind als bey den übrigen Sinnen: wir wollen annehmen, daß uns der Geschmack vier Hauptsensationen verschafft: sie mögen **süß, sauer, bitter, salzig** heißen. Jede dieser Sensationen ist eines verschiedenen **Grades** fähig; wir unterscheiden nur einen doppelten — **süßlich, süß**, und so auch bey den zwey andern, bey **salzig** hingegen gar keinen durch ein eigenes Wort. — Zweitens giebt es zwischen jeder solchen Hauptsensation eine Menge mittlere, die von allen oder von einigen etwas haben, aber doch keine ganz sind, wie es zwischen grün und blau eine Menge gemischte Farben giebt, die weder grün noch blau sind und doch von beiden etwas haben. Wie bey den äußern Empfindungen, so auch bey den innern, so auch bey den allgemeinen und abstrakten Ideen.

Wollte nun Jemand den Reichthum einer Sprache, verglichen mit einer andern, in Rücksicht auf den dichterischen Gebrauch untersuchen, so wäre seine erste Frage — „Haben beide Sprachen für jede Klasse sinnlicher

Ideen so viele Wörter, als es **Hauptideen** darinne giebt?" Welche von beiden z. B. für den Sinn des Geschmacks Eine Hauptsensation mehr mit einem besondern Worte bezeichnete, die wäre reicher als eine andere, die für Eine Hauptidee weniger ein Wort hätte: so sind wahrscheinlicherweise die Sprachen aller Völker, die den Gebrauch des Salzes nicht kennen, in Ansehung der Geschmacksideen ärmer als unsere.

Die zweite Frage wäre — „Welche von beiden Sprachen hat für mehr **Grade** einer jeden Hauptsensation eigene Wörter?" In diesem Punkte sind die Franzosen ärmer als wir, was den Geschmack anbetrift: doux, aigre, amer, salé ist ihr ganzer Vorrath: sie unterscheiden gar keinen Grad; denn weder doucâtre, noch aigrelet oder aigret sind gebräuchlich, sondern sie müssen un peu aigre, un peu amer, un peu doux nennen, was bey uns **süßlich**, **säuerlich**, **bitterlich** heißt: auch die Engländer haben blos sowrish und sweetish, **säuerlich** und **süßlich**, und beide sind, glaub ich, auch nicht sehr gewöhnlich.

Drittens würd er fragen — „Welche von beiden Sprachen bezeichnet mehr **mittlere Sensationen**, mehr **Nebenunterschiede** mit eigenen Worten?" In der edlen Sprache unterscheiden wir bey den Geschmacksideen nur zwey, die mittlere Empfindungen zwischen **sauer** und **bitter** sind — **herbe, scharf**, wiewohl das lezte in den meisten Fällen blos einen hohen Grad des Sauren ausdrückt: die Franzosen nennen das erste zuweilen âpre, zuweilen amer.

Hat der Mensch die **Hauptideen** in jeder Klasse, ihre verschiedenen **Grade** und **Mischungen** mit Worten versorgt, so fängt er an zu vergleichen: er sucht in allen Arten von Ideen das **Aehnliche** auf und faßt es unter Einem Worte zusammen. Die vierte Frage unsers Untersuchers müßte also seyn — „Welche von beiden Sprachen hat die meisten Wörter, die das **Aehnliche** in allen Ideen einer oder vieler Klassen ausdrücken?" — Percutere im Lateinischen und frapper im Französischen sind zwey solche Wörter: beide werden von den Gegenständen des Auges und

Ohres, von den innern Empfindungen und den Bildern der Einbildungskraft gebraucht: les objets visibles frappent les yeux; les sons frappent l'oreille; on est frappé d'admiration; les idées frappent l'esprit. Percutere ist noch weitumfassender; denn es erstreckt sich auch über den Sinn des Gefühls, percussus dolore, und über alle Gemüthszustände, percussus tristitia, laetitia, timore, spe: hingegen im Französischen sagt man nicht frappé de tristesse, d'esperance. Wir haben in unser Sprache kein solches weitumfassendes Wort für diesen Begriff: **erschüttern** drückt schon einen hohen Grad der Empfindung aus, ébranler, quatere; hingegen frapper und percutere bedeutet in der poetischen und rednerischen Sprache nichts weiter als in der philosophischen **wirken**, agir, operer sur les sens ou sur l'esprit, agere, operari in animum oder impellere sensus. Bey uns **fallen** die Gegenstände ins Auge, die Töne **rühren** das Ohr, die traurigen Empfindungen **rühren**, die freudigen oder heftigen **bewegen** oder **ergreifen** die Seele,

die Bilder der Einbildungskraft thun gar nichts: dies ist wahre Armuth. Manche Schriftsteller brauchen **rühren** in jenem ausgedehnten Sinne; aber es ist schlimm, daß wir **Rührung** und **rührend** auf Eine Art trauriger Empfindungen eingeschränkt haben, und daß man sich daher zwingen muß, diesen eingeschränkten Sinn zu vergessen; wenigstens hält es schwer, wenn man hört — „die Schönheiten dieses Mädchens rührten sein Auge," alsdann nicht eben das dabey zu denken, als wenn man sagt — „eine rührende Geschichte, das Trauerspiel hat mich gerührt"; es ist toucher, touchant. Außerdem ist **rühren** viel weniger lebhaft als frapper, percutere. **Fallen**, das wir auch von Tönen im gemeinen Leben brauchen, ist der matteste Ausdruck, der sich denken läßt: „das Mädchen fiel ihm ins Auge," oder „die Musik fällt gut ins Ohr," erweckt weder ein lebhaftes noch angenehmes Bild. **Treffen** ist das einzige Wort unser Sprache, das beinahe dasselbe lebhafte Bild hervorbringt, wie frapper: wir müssen es mehr in Umlauf

bringen: „das Auge wird vom Lichtstrahl getroffen, das Ohr vom Tone, die Seele von der Freude, von einem Bilde, einem Gedanken, einer Idee: frappant, ist zuweilen **auffallend**, zuweilen **treffend**: celà le frappa, zuweilen „das traf ihn," zuweilen „das fiel ihm auf; il fut frappé, er war **betroffen**, oder auch **getroffen** in manchen Fällen." Es ist freilich die Nebenidee des Abzielens damit verbunden; aber was hilft es? sie muß sich allmälich verlieren. *)

Im Französischen kan man etwas par air, par goût, par fantaisie, par inclination, par sentiment, par réflexion, par principe lieben, hassen, verachten, thun oder lassen: eine herrliche Reihe von Wörtern! par air, fehlt uns ganz: par goût, könten wir vielleicht **aus Geschmack** oder **aus Wohlgefallen** geben; das lezte ist in diesem Sinne an einigen Orten gewöhnlich: par fantaisie, **aus Grille; aus Empfindung, aus Grundsätzen**, sind schon gebräuchlich.

*) Wohl gemerkt! nur in manchen Fällen kan frapper treffen heißen.

— Assiduité und auch assiduités bey einem großen Herrn, einem Gönner, einer Dame, einer Geliebten, einem Freunde: unser veraltetes Wort „Geflissenheit“ war das nämliche: izt sagt man lieber im Umgange „durch seine assiduitæt hat er sie eingenommen“: sehr zierlich, muß ich bekennen! — Attentions; **Achtung** ist enger und drückt mehr estime aus; **Gefälligkeit** ist complaisance: ich habe an einem Orte die Leute, die sich ihr Teutsch durch kein Französisch verdorben hatten, sagen hören — „er ist sehr **achtsam** in der Gesellschaft; er ist sehr **achtsam** gegen mich“: das ist völlig il a beaucoup d'attention pour moi. Wir könten also **Achtsamkeit** dafür gebrauchen.

Wenn ich nunmehr in diesen vier Gesichtspunkten mein Urtheil über den Reichthum unser Sprache abfassen soll, wie es meine Bemerkungen verlangen, so glaub' ich, daß sie für die Bezeichnung der Hauptideen in jeder Klasse nicht blos hinlänglichen, sondern überflüßigen Vorrath an Wörtern hat. **Trübsal, Leid, Betrübniß, Herzeleid,**

Leidwesen, Kummer, Bekümmerniß, Gram, Schmerz, Traurigkeit; das ist Reichthum an Kupfermünze: keins ist vom andern um Einen Grad oder durch die Mischung mit Nebenempfindungen unterschieden: die Mannichfaltigkeit und Abwechslung sind der einzige Vortheil, den uns diese vielfältige Benennung Einer Hauptidee gewährt, und man darf sie daher nicht ganz verachten; wir übertreffen die Franzosen weit an diesem Reichthum.

An Unterschieden der Grade leiden wir gleichfalls keinen Mangel: **süßlich, süß, röthlich, roth, schwächlich schwach: Furcht, Angst, Schrecken, Entsetzen, Grausen** — diese lezte Stufenfolge macht unser Sprache Ehre: die Franzosen haben nur crainte, angoisse, effroi oder terreur, horreur; sie besitzen zwar noch vielen kupfernen Reichthum, der aber hier in keine Betrachtung kommt.

An Wörtern für die Mischungen und Schattirungen der Hauptideen habe ich, wenn meine Erfahrung gilt, mehr Mangel

gefunden: wir sind eben nicht bettelarm, aber doch weniger reich: die Franzosen haben hierinne keinen Vorzug vor uns, allein die Engländer gewiß, so viel ich aus der Lektüre ohne genaue Vergleichung schließen kan. Jene helfen sich mit Vergleichungen, ihrem gewöhnlichen Kunstgriffe: zu Nebenfarben brauchen sie feuille morte, ventre de biche, bleu mourant, souci, couleur de puce, merde d'oye, boue de Paris: die Nüancen des Schreckens drücken sie aus, ébranlé und glacé, wir **erschüttert** und **erstarrt**: die Nebenunterschiede des Misvergnügens, mecontentement, ennui, depit, chagrin, mortification, melancolie; **Unzufriedenheit, Verdruß, Aerger, Ueberdruß, Qual, Schwermuth, Tiefsinn**, (unter diesem lezten wird wenigstens an manchen Orten eine Art Melancholie verstanden) **Melancholie.** Wir sind hier reicher, wiewohl **Schwermuth, Tiefsinn** und **Melancholie** nur unter sich dem Grade nach unterschieden sind. Desto ärmer sind wir bey dem denkenden Theile des Menschen: jugement hat als Ne-

benunterschiede discernement, goût, raisonnement, reflexion und andere. Für das erste brauchen wir izt **Unterscheidung** und **Unterscheidungskraft**; **Geschmack** ist längst eingeführt: raisonnement und reflexion haben wir aufgenommen, weil sie höchstnöthige Begriffe ausdrücken und sich doch auf keine Weise übersetzen lassen. Ueberhaupt hat unsere Sprache für den empfindenden Theil der Seele besser gesorgt als für den denkenden: unsere Vorfahren mußten diesen lezten weniger brauchen oder für geringe achten; denn **Verstand** und **Wille**, in welche beide Stücke wir die Seele zerschneiden, sind die elendeste Klassifikation der Seelenwirkungen, die in ein Gehirn kommen konte; und unsere Armseligkeit zu vermehren, führte das Unglück unsere Philosophie in die **Kräfte** hinein: da entstünd **Einbildungskraft**, **Urtheilskraft**, **Willenskraft** und ein ganzes Heer von Kräften: gerade im schlechtesten Gesichtspunkte haben wir die Seele angesehen, und wir müssen arbeiten, daß wir alle diese Wörter wieder in thätige

verwandeln, daß sie nicht das Vermögen zu wirken, sondern die Wirkung selbst ausdrücken — **Beurtheilung, Unterscheidung, Einbildung.**

Bey dem vierten Punkte ist es besser, daß wir unsern Mangel freiwillig bekennen, als daß wir uns dazu zwingen lassen: wir haben kein Wort, wie esprit, aír, und andere oft angeführte; keins unser Zeitwörter läßt sich bey so vielen Arten von Dingen gebrauchen, wie percutere, das, so zu sagen, alles in der ganzen Natur ausdrückt, was dem Schlagen ähnlich ist: die Lateiner haben außer percutere zur Abwechslung ferire, impellere, und vermuthlich noch ein halbes Dutzend andere, die mir nicht gleich einfallen; und dergleichen kan man schaarenweise in ihrer Sprache auftreiben: ist das nicht wahre Schwelgerey, während daß wir arme Leute darben? Exponere und explicare, exposer und expliquer findet bey Begebenheiten, Beweisen, Bewegungsgründen, kurz, bey allen Arten von Ideen Statt: wir haben für die Begebenheiten **erzählen**, für die meisten übrigen

vorlegen; und auch dies nicht ohne Einschränkung; denn sagt der Franzose Je Vous expliquerai pourquoi ... so ist uns der Ausdruck nicht erlaubt, „Ich will Ihnen vorlegen, warum ...“ man kan nicht einmal den Grund, sondern blos die Gründe oder einen Grund vorlegen; und an ein Wort, das durch beide Klassen reichte, ist gar nicht zu gedenken. Warum die Franzosen hier einen großen Vorsprung haben, läßt sich aus zwey Gründen begreifen: erstlich ist der französische Kopf zur Bemerkung des Aehnlichen mehr gestimmt als der teutsche: zweitens wurde die französische Sprache mehr durch die Gesellschaft gebildet, unsere mehr von Gelehrten auf der Studirstube; und dort werden Ideen und Ausdrücke blos von der Aehnlichkeit eingegeben und herbeygeführt: der Mann von Kopf sieht dort alles in dem Lichte, wie es Vergnügen erwecken kan, und er weis, daß er durch nichts so viel Vergnügen erweckt, als durch die Zusammenstellung ähnlicher Ideen. Viele Metaphern, die itzo im Umlaufe sind, waren anfangs ein scherzhafter oder witziger Ein-

fall, den die Gesellschaft erzeugte und ausbreitete: ein Ander wollte ihn übertreffen und brauchte das Wort von einer Sache, die mit seiner ursprünglichen Bedeutung eine noch entferntere Aehnlichkeit hatte, um den Ausdruck desto auffallender zu machen: man gebrauchte es in der Folge von noch mehr Dingen, bis es endlich von allen gesagt wurde, die mit seinem ersten Begriffe durch irgend eine Aehnlichkeit verbunden waren: so ist es wahrscheinlich mit den Ausdrücken faire la cour, faire les honneurs, il a beaucoup de monde, mit air, gouts und andern gegangen.

Daß unsere Sprache den Theil der Bildung entbehrt, den sie von der feinen Gesellschaft empfangen sollte, merkt man alsdann, wenn man französische Schriften übersetzen will, die Scenen und Ton aus dieser Gesellschaft entlehnen: allen Begriffen, die sich nur dort entwickeln, fehlen bey uns die Ausdrücke oder die wenigen, die wir haben, sind auffallend, nicht gemildert, nicht polirt genug: unsere original teutsche Höflichkeitssprache ist

unausstehlich, steif, schleppend und allemal erniedrigend. Da die sogenannte gute Gesellschaft noch teutsch redete, taugte ihr Ton nichts: es war das Jahrhundert der Hofnarren: da sich ihr Ton zu bilden anfieng, sprach sie französisch, oder er bildete sich vielmehr durch den Gebrauch des Französischen: wir bekamen mit dieser Sprache eine Art von Politesse und Begriffe, die sich vielleicht später unter uns und durch uns selbst entwickelt hätten.

partie de plaisir. „Wir wollen uns heute eine Lust machen,“ sagen Personen, die noch altteutsch sind: wer moderner seyn will, sagt, daß er eine Partie machen will; und man darf ihm das ausländische Wort nicht verdenken; denn er kan es in allen Fällen brauchen, er mag zu Fuße gehn, reiten oder fahren, er mag mit seiner Gesellschaft spielen, tanzen, schwatzen oder Langeweile haben wollen.

faire la cour. Im Teutschen, „die Aufwartung machen.“ Der teutsche Ausdruck hat etwas Erniedrigendes, etwas Knechti-

sches: gleichwohl sollten wir ihn lieber brauchen, als, „einer Dame die Cour,“ oder gar, „den Hof machen.“

debuter dans le monde. „In die Welt treten:“ Altteutsch, „unter die Leute kommen.“

présenter quelqu'un dans une maison. Altteutsch, in ein Haus bringen: präsentiren, ist in der modernen Sprache aufgenommen: introduciren, läßt sich nicht ausstehn: warum nicht **einführen**?

usage du monde. „Weltgebrauch“ ist original teutsch und, mich däucht, gut.

homme emprunté; ich habe wohl irgendwo „ein geborgter Mensch“ gehört, aber vermuthlich war es ein Gallicismus.

faire des avances, eine Redensart von weitem Umfange. In manchen Fällen sagen wir, „die Hand bieten,“ oder, „er ist mir mit seiner Freundschaft entgegen gekommen: das Mädchen hat es an ihn gebracht.“ Zuvorkommen und entgegenkommen sind noch die bequemsten, nur schlimm, daß man gewöhnlich dazu setzen muß, womit Jemand

entgegengekommen ist, sonst denkt man, es soll bedeuten aller à la rencontre.

faire les honneurs de la maison, oder von einer andern Sache. Unsere Vorfahren wußten davon nichts: also hinterließen sie uns auch kein Wort dafür.

homme du monde. Weltmann, ist original; denn ich habe einmal einen guten Teutschen von seinem Superintendenten sagen hören: „Ach, das ist ein Weltmann, ein Politikus."

homme à bonnes fortunes, *tête-à-tête*, *se marier par convenance*, *les egards*, und viele andere Ausdrücke, wovon uns im Teutschen gar nichts träumte. In allem, was zum air, zu den humeurs, gouts, fantaisies und dem Betragen im Umgange, zur Politesse, zu den gewöhnlichen Vorfallenheiten, Annehmlichkeiten, Vergnügungen und Thorheiten des menschlichen Lebens gerechnet werden kan, ist unsere Sprache zurück. Es folgt daraus nicht, daß diese Dinge unter uns nicht vorhanden waren: der Mensch ist sich in allen Zonen gleich: wir hatten so gut

als die Franzosen des jambes trop fournies, des epaules effacées, des yeux à fleur de tête, des prudes, coquettes, devotes unter uns: viele Höflichkeitsbezeugungen waren so sehr unter uns Mode als bey den Franzosen: wir waren journaliers, waren in belle und mauvaise humeur, zuweilen in unserm humeur brillante, weil wir eben so, wie die Franzosen, unter dem Einflusse des Wetters und der Luft stunden und eben so mit unserm Denken, Empfinden und Handeln von dem veränderlichen Laufe unser Lebensgeister und unsers Bluts, von der Verdickung oder Verdünnung der Säfte, von dem Ton der Nerven abhiengen: die aisances des Lebens und die agrémens der Gesellschaft, die Thorheiten und Vergnügungen der Eitelkeit und andere Dinge aus dieser Rubrik lernten wir vielleicht großentheils durch die Franzosen kennen: aber vieles hatten wir, ohne es zu wissen, thaten und fühlten es, ohne ihm einen eigenen Namen zu geben, und erfuhren erst, daß es unter uns war, da wir die französischen Benennungen hörten; oder wenn

wir ihm eine gaben, so fiel sie ins Platte, war ohne Salz, Witz und Annehmlichkeit; oder wir drückten es allgemein aus, erfanden keine formulas solennes für alle diese Dinge.

Noch mehr! Vieles hatten wir recht gut ausgedrückt, aber muthwillig ließen wir den teutschen Ausdruck in Vergessenheit oder Verächtlichkeit hinabsinken und hielten den französischen für edler — ein Fehler, den vorzüglich die Obersachsen begiengen und noch begehn: unsere guten und übeln Launen wurden zu gutem oder üblem Hümeur, die Grillen *) zu Caprisen, die Jungfer zur Mademoiselle, die Frau zur Madam, und an manchen Orten der Herr zum Monsieur, die Dose zur Tabatiere, der Trommelschläger zum Tambour, die Liebkosungen zu Karessen.

Wenn sich unsere Herren Nachbarn auf ihren Vorsprung in diesem Artikel zu viel zu gute thun, so wollen wir sie mit unser Spra-

*) Völlig im Sinne des Französischen wird dies Wort zuweilen gebraucht; doch ist es gewöhnlich mehr fantaisie. In der Redensart, „er macht Grillen", hat es eine andere Bedeutung.

che der Höflichkeit und des Respekts herausfodern: mit unsern gehorsamsten, unterthänigen, unterthänigsten, allerunterthänigsten Dienern, Knechten und Mägden, mit unsern unterthänigen Gutenmorgen, gesegneten Mahlzeiten und tausend solchen feinen Sächelchen können wir ihnen muthig Troz bieten: sie mögen es wagen, folgende köstliche Ausdrücke zu übersetzen: „Ein Schreiben aus W. liefert von dem **hohen** Todesfall der Kaiserin diese Nachricht: die **hohe** Sterbende ist immer bey dem heitersten Verstande geblieben: neben der **höchsten** Leiche stand u. s. w. **Höchstdieselben** werden in Gnaden meine unterthänigste Bitte sich vortragen zu lassen geruhen.“ Man schaudert, wenn man so etwas hört: das sind für alle Sprachen der Welt unübersezliche Schönheiten. Je ärmer wir an Ausdrücken der wahren Politesse sind, je größer ist unser Reichthum an höflichen Fratzen; und noch könte man es ertragen, da sich eingeführte Gewohnheiten nicht ändern lassen, wenn nur unsere Höflichkeit und unser Respekt allemal Sinn hätte

Sagt der Franzose „j'ose Vous prier," so ist das ein artiges Kompliment, das dem Andern schmeichelt, ohne den zu erniedrigen, der es ihm macht: aber, „ich bitte gehorsamst, ich bitte unterthänig", beleidigt den Menschenverstand: wie kan ich mit Gehorsam bitten? — Der französische Unterthan sagt zu seinem Monarchen, z. B. der Herzog von Noailles *) in seinen Briefen an den König, „ayez la bonté, Sire, je Vous prie, ..." im Teutschen müßte er um die hohe oder höchste oder allerhöchste Gnade bitten, und zwar nicht schlechthin, sondern wenigstens unterthänig. Der französische Monarch sagt, nous ordonnons & voulons; der teutsche Regent befiehlt **in Gnaden** oder **gnädigst** an, und seine Räthe erzählen von ihm, daß er in höchsten oder allerhöchsten Gnaden höchst-

*) Man muß bey diesem Exempel bedenken, daß ein französischer Herzog, der des Königs General ist, in einem andern Verhältnisse gegen ihn steht, als ein teutscher Herzog gegen einen König oder den Kaiser. In des Abbé Millot Memoires politiques & militaires findet man viele Beispiele zu diesem ganzen Absatze.

selbst zu befehlen geruht hat. Présentez mes respêts, faites mes complimens, mes civilités, macht einen artigen Kontrast gegen „Empfehlen Sie mich zu Gnaden, auch wohl zu hohen oder höchsten Gnaden; empfehlen Sie mich gehorsamst, unterthänig,“ und so durch alle Grade. Voulez-Vous bien, ist ein sehr höflicher Ausdruck: in teutschen adelichen Gesellschaften sagt man, „haben Sie die Gnade,“ oder, „seyn Sie so gnädig,“ und oft besteht die Gnade darinne, daß die Dame still hält und sich eine Haarnadel anstecken läßt, die eben vom Kopfe abwandern will: die andern Menschen sind bey der natürlichen Höflichkeit geblieben und sagen, „seyn Sie so gütig.“ Der Franzose hat einen Roi defunt oder feu le Roi, wir Hochselige, Höchstselige, Allerhöchstselige, und außer diesen hohen Klassen giebt es im teutschen Himmel auch Wohlselige und Selige schlechthin. Der Franzose spricht von seinem Monarchen mit einem schmeichelnden Respekte, der allemal Sinn hat, ohne vor ihm zu kriechen: er beobachtet genau die Regel, von Dingen, wo

der König als bloßer Mensch handelt, auch wie von einer menschlichen Handlung zu sprechen: essen, schlafen, sich mit der Jagd oder andern Zeitvertreiben belustigen, krank seyn und sterben, sind Verrichtungen, die Regenten wie der geringste Unterthan thun. Was ist also eine hohe Jagdlust? hohes Vergnügen, hohes, höchstes, allerhöchstes Wohlseyn, höchste Gegenwart, höchster Todesfall, höchster Leichnam? Celà choque le bon sens. Hingegen wenn der Monarch als König handelt, eine Verordnung, Krieg oder Friede macht, eine Anstalt im Lande verordnet, mit schönen Worten den Unterthanen Geld abfodert, dann spricht der Franzose oft im übertriebensten Tone der Schmeicheley; aber er erinnert seinen Herrn nicht bey jedem Worte an den hohen Rang, den er in der Welt hat, oder daß seine Unterthanen unter ihm sind; nein, er dichtet ihm die edelsten Bewegungsgründe an, verspricht der königlichen Handlung Folgen, die sie vielleicht nicht haben kan, und leiht dem ganzen Reiche Empfindungen der Freude, die es vielleicht nicht fühlt: bey uns giebt es

hohe, höchste und allerhöchste Verordnungen, die von den treudevotesten Unterthanen in allerunterthänigstem Gehorsam befolgt werden: wie kan es einem Monarchen schmeicheln, wenn man ihm bey jedem Worte sagt, daß er der Höchste in seinem Lande ist, und seine Unterthanen ihm unterthänig sind? Beides versteht sich von selbst, und wer Jemandem mit seinem Range oder Geburt schmeicheln will, ist kein feiner Schmeichler. Unsere Regenten sollten den Anfang der Reform damit machen, daß sie den Zeitungsschreibern dergleichen beleidigende Ausdrücke (sie müssen es für jeden Regenten seyn) bey Strafe untersagten und sie wirklich straften, so oft sie dawider sündigten. „Das erste, wonach ich in einem Lande den Geist der Nation beurtheile, sind die Zeitungsblätter,“ sagt ein englischer Schriftsteller: daß wir ja unsere verstecken, wenn der Mann nach Teutschland kommt!

Hierinne sollten wir Nachahmer der Franzosen werden, da wir es sonst so gern sind, und die großen Herren ihren Unterthanen

vom Höchsten bis zum Geringsten gebieten, im Stile des Respekts lauter Gallicismen zu machen; und um ihr Gebot durch ein gutes Beispiel zu unterstützen, würden sie selbst vermuthlich in ihren Befehlen den französischen Ton einführen, der ein Muster ist, wie man mit **Würde** befehlen soll *): wir thäten daher wohl, wenn wir die wichtigsten französischen Verordnungen treu, gut und in reines Teutsch übersetzten, um unsern teutschen befehlenden Stil danach zu bilden. Die Art, wie ein Regent von sich und mit seinen Unterthanen spricht, ist ein charakteristischer Zug im Gemälde des Nationalgeistes: Dinge und Verfassun-

*) Je simpler Jemand, der über Andere erhaben ist, von sich selbst spricht, je mehr Würde ist in seiner Sprache: je mehr er seinen Vorzug, es sey Gewalt, Talent, Ehre oder Reichthum, in seinen Ausdrücken von sich selbst auskramt, und je mehr er Andere daran erinnert, daß sie unter ihm sind, je mehr verliert seine Rede an Würde: dies ist eine Regel, die durch die ganze menschliche Natur, vom höchsten Monarchen, bis zum niedrigsten Unterthan, gilt. In dem Ausdrucke nous voulons ist so viel Würde, daß Gott selbst keinen andern gebrauchen könte, wenn er in einer menschlichen Sprache mit uns redete.

gen beweisen wenig für oder wider den Nationalcharakter; denn sie sind größtentheils das Resultat von einer Menge zufälliger Ursachen, die in keines Menschen Gewalt stehen: aber Sprache und Ausdrücke sind unsere Wahl und fließen unmittelbar aus dem Geist und der Denkungsart eines Volkes her.

„Unsern **gnädigen** Gruß zuvor"; A tous nos fideles sujets... salut. „Wir haben aus Eurem **unterthänigsten** Bericht in **Gnaden** ersehn..." „Daran geschieht Unsere Meinung und gnädigster Wille;" car tel est notre plaisir. „Und bleiben Euch **in Gnaden** wohlgewogen.

Aus dieser sehr hohen Sprache auf der einen Seite, aus der kriechenden auf der andern, aus unserm Reichthum an erniedrigenden und oft sinnlosen Formeln der Höflichkeit und des Respektes sollte man für die Beurtheilung, Denkungsart und den Charakter unser Vorfahren, von denen sie erfunden sind, fürwahr kein günstiges Vorurtheil fassen: wider unser Zeitalter beweisen sie nichts; denn wir haben sie geerbt, aber nicht eingeführt, und begehen

blos darinnen einen Fehler, daß wir etwas nicht abschaffen, das mit unser Denkungsart nicht mehr übereinstimmt: *) wir scheinen weniger polirt, als wir sind. Alle diese Dinge sind itzo nichtsbedeutend, aber sie waren es nicht bey ihrer Entstehung: wir brauchen unsere eingeführten Komplimente, ohne etwas dabey zu denken, aber da man sie einführte, flossen sie allerdings aus der Denkungsart und dem Charakter. Eine barbarische Formel ist im Französischen noch übrig: Jettez-moi aux piés de Sa Majesté; im Teutschen, „legen Sie mich Ihrer Majestät oder Durchl. zu Füßen.“ — Bey einer Nation, die noch komplimentenreich ist, wie man sagt, soll einmal die Formel üblich gewesen seyn: „ich lege mich auf den Bauch und lecke den Staub von Ihren ... Füßen“: wenn es wahr ist, so

*) Man versichert mich, daß in den meisten teutschen Ländern alle diese Formeln schon abgeschaft, wenigstens gemildert sind, und daß auch der Respektssprache eine Reform bevorsteht: es läßt sich nicht anders vermuthen, da diese gothischen Alterthümer mit dem milden Betragen der itzigen Regenten nicht mehr übereinstimmen.

mußte es ein stolzes und ein kriechendes Volk seyn.

Es wäre die größte Ungerechtigkeit, wenn man uns den Wust von Kurialien, Titeln und Höflichkeitsformeln, womit wir überladen sind, zur Last legen wollte: sie sind Denkmäler unsers vorigen Zustandes: jedes Volk geht von der steifen Höflichkeit zur milden Urbanität, von der Sprache der sklavischen Demuth zum feinen schmeichelnden Ausdrucke des Respekts, vom rohen Stolze zur Politesse über; und da wir erst seit wenigen Jahren anfingen, Denkungsart und Sitten zu mildern, so darf man sich nicht wundern, daß unsere Sprache ein sprödes Wachs ist, worein sich Urbanität und Politesse nicht ohne Schwierigkeit drücken lassen. Dieses war unstreitig eine von den Ursachen, warum viele Personen im Umgange und in Briefen das Französische vorzogen und noch vorziehen: sie kommen mit einem Monsieur, einer Madame, Mademoiselle, einem je Vous prie, s'il Vous plaît, und ähnlichen natürlichen Formeln durch, wo sie im Teut-

schen ein langweiliges Wortgeschleppe nöthig hätten: man kan im Französischen Stunden lang mit Jemandem auf die höflichste Manier sprechen, ohne zu wissen, wer er ist: im Teutschen muß man den Adreßkalender beständig bey sich führen, um keinem unter den Mitsprechern eine Silbe von seinem Titel zu entziehn: so bald Jemand unter uns nicht aus einem regierenden Hause oder Minister ist, so kan man ihn nicht anreden, ohne seinen Titel zu wissen: Ihre Majestät, Ihre Hoheit, Ihre Durchlaucht, Ihre Excellenz sind allgemeine Titel, die einer ganzen Klasse gehören: hingegen in allen Klassen, die geringer sind als diese beiden, die gnädigen Frauen und die Madams ausgenommen, muß man bey jedem Individuum wissen, was für einen Titel er vom Landesherrn empfangen oder gekauft hat. Unsere Grammatik wurde gleichfalls ein Opfer unser Höflichkeit: der Franzose spricht von solchen, die er Majesté oder Altesse nennt, in der dritten Person der einfachen Zahl — Votre Majesté permettra de *Lui* offrir ... l'attention

qu' *Elle* daignoit m'accorder ... je viens les mettre à *Ses* piés ... avec la confiance que *Sa* bonté inspire ... Wir begehen einen doppelten Fehler: erstlich sagen wir, **Eure** Majestät, und gleichwohl nennen wir Niemand aus diesem Stande **Ihr**: zweitens setzen wir zu einem Worte, das im Singular steht, das Zeitwort im Plural — „Eure Majestät haben," Votre Majesté *ont*. Wir treiben es noch weiter: man sagt allgemein, „der Herr Kammerherr, der Herr Hofrath **haben** mir die Erlaubniß gegeben"; und es ist ein wesentlicher Punkt unser Höflichkeit, von Jedem als von vielen Personen zu sprechen, nicht etwa, „der Herr Kammerrath war auch dabey: Ja, er ist dabey gewesen", — sondern dafür sagt man zierlicher, wenn der Herr Kammerrath oder Jemand von seinen Angehörigen in der Nähe ist, „der Herr Kammerrath waren dabey; Ja, sie sind da." Da sich dergleichen wunderliche Gewohnheiten nicht so leicht wegschaffen als wegwünschen lassen, so sollten wir wenigstens nicht mehr Eure Majestät, Eure

Gnaden, sondern „Ihre" schreiben: **Ihro** ist noch barbarischer.

So sehr unsere unendlichen Kurialien vielen Personen Kleinigkeit scheinen, wenn Jemand ihre Aenderung vorschlägt, so wichtig sind sie ihnen doch, wenn ihnen Jemand etwas davon abbricht: ihr großer Einfluß auf die teutsche Denkungsart ist zu sichtbar, als daß wir die Franzosen nicht beneiden sollten, denen der Himmel Politesse und keine schwerfällige Höflichkeit gab.

Je weniger wir uns dieses Reichthums rühmen dürfen, je mehr können wir uns freuen, daß unsere Sprache an Wendungen reicher ist als die französische: dies läßt sich aus der grammatischen Einrichtung und unser Ungebundenheit so leicht einsehen, daß es unnöthig ist, noch Ein Wort davon zu sagen.

Die nämlichen Regeln, die uns bey der Beurtheilung unsers Reichthums und unser Armuth leiteten, müssen uns auch bey der Bereicherung zur Richtschnur dienen: nicht jedes Wort, das wir neu schaffen oder aufnehmen, ist ein wahrer Gewinn: es muß

entweder einen **Begriff** ausdrücken, für den wir noch keine Benennung haben, einen **Grad** oder **Nebenunterschied** einer Idee, oder endlich ein Wort von **weitem Umfange** seyn.

In Ansehung der **Hauptbegriffe** bedürfen wir keiner großen Sprachbereicherung; doch entdeckt man bey genauer Untersuchung noch viele Lücken. Precipice, commissionaire, logis und loger (von einem Fremden, der sich nur auf einige Zeit an einem Orte aufhält) s'établir, procédés, insofern sie den actions entgegengesezt sind, embonpoint, nuance, ostentation, insolence, abruti, (arbres) touffus, (mains) potelées, caprice, deshabillé, und hundert andere, wo man sich wundern muß, wie unsere Vorfahren Sachen, die ihnen nicht fehlen konten, mit keinem Ausdrucke versorgten. Caprice ist bey uns keine sehr häufige, aber auch keine seltene Gemüthsart: gleichwohl haben wir kein Nennwort dafür, sondern blos die verzweifelt malerische Redensart, „er will gleich oben aus mit seinem Kopfe.“

Die Erfindung neuer Wörter und Redensarten ist unsere erste Quelle der Bereicherung. Wir schaffen neue Wörter durch die Zusammensetzung und können dieses Mittel vorzüglich gebrauchen, die **Grade** und **Nebenunterschiede** der Begriffe auszudrücken: „leichtverschlungen, festverschlungen; schwarzgallich, braungelb; Riesenstärke, Zwerchfigur.“ — Wir schaffen andere auf die Art, wie wir von **kennbar** — **Kennbarkeit**, von **ausführen** — **ausführbar, Ausführbarkeit**, (die Möglichkeit oder Leichtigkeit eine Sache auszuführen) von **vollkommen** — **vervollkommen**, von **Thron** — **thronen, entthronen** (ein häßliches Wort!) machen. — Wir schaffen neue Redensarten dadurch, daß wir die Ausdrücke einer fremden Sprache wörtlich übersetzen „schöner Geist.“ Die Franzosen entbehren alle diese Hülfsmittel: wo wir Wörter zusammensetzen, brauchen sie de, du, de la, au, à la, aux, à oder das Adjektif: „Trinklied, chanson à boire; Abendluft, l'air du soir; ziegenfüßiger Faun, faune aux piés de chevre; Abendsonne, le

soleil couchant; Abendspatziergang, Morgenspatziergang, Mittagsschlummer, eisenfest, kieselhart, und viele andere können sie nur mit Umschweifen ausdrücken: wörtliche Uebersetzungen aus andern Sprachen oder die Bildung neuer Wörter nach der Analogie, beides ist bey ihnen eine Todsünde. Hier können wir einen Wettlauf mit ihnen antreten, ohne daß wir fürchten dürfen, überholt zu werden: unsere Sprache wird besonders durch die Zusammensetzungen zur malerischen Poesie und zum Ausdrucke der Leidenschaft geschickt, worinne nur die Engländer mit uns wetteifern können.

Die Bedeutung eines Worts **ausdehnen** oder **einschränken**, ist unser zweites Mittel der Bereicherung: das erste thun Dichter und Redner, das andere der Philosoph: diese zwey Klassen von Schriftstellern arbeiten einander beständig entgegen, und keine macht es der andern zu Danke. Wenn ich die Partie der Dichter nehmen darf, so muß ich die Philosophen beschuldigen, daß sie unser Sprache großen Schaden thaten: auch

der Prosaist, der nicht blos für das akademische Publikum, sondern für den aufgeklärten Theil der ganzen Nation schreibt, hat die besten Wörter von der ausgedehntesten Bedeutung durch die Philosophen eingebüßt. **Sinn** war sonst beinahe von eben so weitem Umfange als esprit: Scharfsinn, Tiefsinn, hoher Sinn, richtiger, rechtschaffener, gerechter Sinn u. s. w. es drückte alle innere Beschaffenheiten des Menschen aus: izt ist es auf die fünf äußerlichen Sinne eingeschränkt. Der Philosoph hat Recht, wenn er es nur in dieser eingeschränkten Bedeutung braucht, aber dem Dichter und Redner kan man es nicht verdenken, wenn er die alte weite zurückruft. **Witz** war von der nämlichen Art: es bedeutete acumen ingenii, jede vorzügliche Stärke der Seelenkräfte, man mochte sie der Natur oder dem Fleiße zu verdanken haben; daher **Mutterwitz** und **Schulwitz**. Da wir es itzo auf eine Sache eingeschränkt haben, die unsere Vorfahren nicht kannten, so thäten wir übel, wenn wir seine Bedeutung wieder ausdehnten wie eh-

mals. **Laune**, das sonst alles Veränderliche in der Gemüthsbeschaffenheit des Menschen bezeichnete, ist gegenwärtig, was die Engländer Humour nennen: diese Einschränkung ist für den Philosophen sehr gut, aber wir wollen uns deswegen die alte Bedeutung nicht nehmen, sondern sowohl Männer **von vieler Laune**, als Menschen **bey guter** oder **schlimmer Laune** haben; in einem Buche soll **viel** Laune herrschen, aber wir wollen zuweilen auch **in** unser schönen, in unser besten, in unser muntern Laune seyn, ohne uns daran zu kehren, daß man dieses Wort an manchen Orten auch von Thieren gebraucht: mit einem Worte, wir wollen alles damit ausdrükken, was die Franzosen humeur, und die Engländer Humour nennen. Warum sollen wir uns eines Worts berauben, das uns das altväterische **Humor** und das neumodische humeur, das man im Umgange so sehr braucht, völlig entbehrlich macht? Wir müssen schlechterdings mehr Wörter aus der Verächtlichkeit emporziehn, nur mit Vorsichtigkeit und sparsam: erniedrigten Wörtern kan man dadurch

zur Würde verhelfen, daß man hier und da eins unter edlere mischt; aber wer sie mit vollen Händen in seine Schriften ausgießt, erniedriget eins durch die Gesellschaft des andern: sein Stil wird pöbelhaft. Nicht weniger Behutsamkeit ist zu empfehlen, wenn Jemand die eingeschränkte Bedeutung eines Worts wieder ausdehnen will: er berechne genau, auf welcher Seite wir mehr gewinnen, (bey **Witz** gewinnen wir mehr, wenn wir es einschränken; denn für seinen ehmaligen ausgedehnten Sinn haben wir andere Wörter, aber für den eingeschränkten keins:) ob die ausgedehnte Bedeutung von der eingeschränkten gehörig unterschieden werden kan, (wie ein Mann **von vieler** Laune und ein Mann **bey** oder **in** guter Laune;) und endlich, ob die Ausdehnung der Bedeutung aus wahrem Bedürfniß, oder aus bloßer Liebe zum Neologismus geschieht. Die Franzosen brauchen execution und executer von allen schönen Künsten: wir haben zwey Wörter, **ausführen** und **aufführen**; das erste gehört der Zeichenkunst, Malerey, Bildhaue-

rey, Dichtkunst; das zweite der Musik, der Schauspielkunst, dem Tanze: dazu kommt noch das Unglück, daß „**ausführen**" auch manier und tourner bedeutet; denn wir sagen, „der Verfasser hat den Gedanken oder den Gegenstand gut ausgeführt"; il a bien manié le sujet. Da wir also hier schlechterdings zwey Ausdrücke brauchen, einen für die Art, wie der Dichter, Komponist, Maler und Andere ihre Idee bearbeiteten, und einen für die Manier, wie Schauspieler und Orchester, die Arbeiten des Dichters und Komponisten, wie Maler und Bildhauer ihre eigenen Ideen den Sinnen darstellen, so mag das erste (manier) in allen schönen Künsten **behandeln**, das andere (executer) **ausführen** heißen. Wer über die Künste räsonnirt hat, dem wird es sogleich einleuchten, wie nüzlich bey dem lezten Worte die Ausdehnung des Begriffs wäre.

Die dritte Art der Bereicherung erfodert wenig Mühe, aber viel Unterscheidungskunst: wir nehmen ein Wort aus unser alten, aus der lateinischen oder französischen

Sprache, wenn es einen Begriff ausdrückt, der uns fehlt und doch unentbehrlich, wenigstens sehr nöthig ist. Ehe das Französische so allgemein wurde, spickte man die teutschen Schriften mit lateinischen Wörtern, und izt prahlt man mit französischer Gelehrsamkeit: zu Gottscheds Zeiten war Jedermann so sehr Purist, daß er es schon für Sünde hielt, ein Wort zu gebrauchen, das aus einer lateinischen Familie abstammte, und izt spricht jeder Schriftsteller ein Gemische, wozu er wenigstens zwey Drittheile von den Franzosen borgte. Wir gewinnen allerdings etwas durch die Einmischung fremder Wörter: sie machen den Fluß der Rede geschmeidiger, weil in den lateinischen oder in solchen französischen Wörtern, die aus dem Lateinischen herkommen, die Vokale häufiger und besser vertheilt sind; allein dieser Vortheil ist nicht hinreichend, um ihm die Sprachreinigkeit ganz aufzuopfern. Das Bedürfniß muß also auch hier unsere einzige Regel seyn.

Aus dem Französischen sollten wir keine aufnehmen, die wir nicht nach den Regeln

unser Orthographie schreiben können; und wenn wir zuweilen ein fremdes Wort oder eine Redensart gebrauchen, weil sie der Sache eigen sind oder eine vorzügliche Annehmlichkeit haben, so ist es am besten, den Lateinern zu folgen, die in solchen Fällen griechische Wörter und Redensarten mit griechischen Buchstaben schrieben. **Amüsement, Engagement, Debüt, debütiren, engagiren, geniren**, und ähnliche sollten wir uns nicht erlauben; und wie Cicero nicht schreibt, hos en parodo, sondern ὡς ἐν παροδῳ, so müssen wir auch nicht drucken lassen „pour la bonne bouche“, sondern pour la bonne bouche, Entremets, hors d'oeuvre: dies wäre zugleich ein Mittel, Schriftsteller, die ohne Diskretion hierinne handeln, zur Diskretion zu zwingen; denn sie sännen vielleicht mehr darauf, dem fremden Ausdruck auszuweichen, oder enthielten sich der ausländischen Brocken mehr, um den Druck ihres Produktes nicht zu buntscheckig zu machen. Von dieser vorgeschlagenen Regel müssen wir aber alle Kunstwörter des Luxus und einige andere aus-

nehmen, die uns unentbehrlich und einmal im Gange sind: **Genie** entweder **Schenie** oder Genie zu schreiben, ist so unerträglich, als es mir unbegreiflich vorkommt, warum wir diesen Grad des guten Kopfs nicht Ingenium, wie sonst, nennen: izt ist diese Benennung pedantisch und folglich unbrauchbar; aber wie geht es zu, daß wir für den höchsten Grad der menschlichen Fähigkeit kein inländisches Wort haben? Zur Erinnerung, daß wir uns später als unsere Nachbarn entwickelten, und daß wir die angenehmen Künste mit ihrem ganzen nüzlichen und schädlichen Gefolge von ihnen empfingen, müssen wir solche Wörter beybehalten, denen die Orthographie den Stempel ihres Ursprungs aufgedrückt hat. Gleichwohl wär es nicht übel, wenn wir immer mehr darauf dächten, die ausländische Orthographie zu verdrängen: die Menschen können jede Reform vertragen, die nicht auf einmal geschieht: warum sollten wir nicht das französische u mit ü, das ch mit **sch**, das c vor e und i mit s, das qu mit k schreiben? **Kokette, kokettiren, Parket, par-**

ketirt; das ist eine wirkliche Nationalisirung: man könte vielleicht zur Regel annehmen, daß es nur dann geschähe, wenn wir dem Worte eine teutsche Endung oder teutsche Aussprache gäben. In Menantes und Melissantes Schriften wird **March** und **marchiren**, **Circul**, **Spectacul** geschrieben, und damals hätte gewiß Jedermann **Marsch** und **marschiren**, **Zirkel**, **Spektakel** unerträglich gefunden: itzo ist uns jenes unerträglich, so ein Gewohnheitsthier ist der Mensch. Den Nasaltönen und Doppellauten wollen wir ihre französische Orthographie lassen, weil sie charakteristisch sind, **Friseur**, **Enveloppe**. — Die Franzosen bildeten sich nach den Italiänern und Spaniern, und es war eine Zeit, wo man spanische und italiänische Wörter, ohne sie zu nationalisiren, unter das Französische mischte: wer sieht es itzo caprice oder gazette an, daß es einmal capriccio und gazzetta war? So wird es auch uns in dreißig oder vierzig Jahren mit den nationalisirten französischen Wörtern gehn, und es ist uns schon mit vielen so gegangen.

Bey dieser Gelegenheit kan unmöglich eine Seltsamkeit unbemerkt bleiben, die vielleicht nur uns eigen ist: in allen Sprachen giebt es edle und pöbelhafte Wörter, aber wir haben sogar eine Rangordnung eingeführt und die ausländische Benennung einer Sache für vornehmer erklärt als die inländische. **Inspektor** oder **Direktor** läßt sich Jedermann gern nennen, der die Aufsicht über etwas hat, aber gewiß nicht **Aufseher**; und an einem gewissen Orte ist über Eine Sache ein Aufseher und ein Inspektor gesezt. **Trommelschläger** darf man keinen Tambour nennen: ein Offizier bekommt **Gage**, ein gemeiner Soldat **Löhnung**, eine Magd **Lohn**, ein Bedienter nimmt lieber **Traktament**, in den Diensten eines regierenden Herrn empfängt ein Theil **Besoldung**, ein ander **Gehalt**, ein dritter **Salarium**, ein vierter **Gnadengehalt**, ein fünfter **Pension**. Welcher rechtschaffene **Friseur** wird sich einen **Haarkräuseler** nennen lassen? oder wer wird nicht lieber hören, daß seine Haare **frisirt**, als daß sie **gekräuselt** oder **zurecht**

gemacht sind? Welche Dame läßt sich nicht lieber **koeffiren** als **aufsetzen**? Das lezte Wort versteht man kaum mehr, und es ist nur noch von Bräuten aus dem gemeinen Stande gewöhnlich, so viel ich weis. In Wien und Dresden soll **Monsieur** Eberhard vornehmer seyn als **Herr** Eberhard, das heißt, bey Personen von bürgerlicher Geburt, die keinen Titel haben und also blos bey ihrem Geschlechtsnamen genannt werden; an andern Orten heißt Jemand **Monsieur**, bis er auf die Universität geht, wo er sogleich zum **Herrn** wird, und an manchen ist jeder Junggesell **Monsieur** bis ins Grab und kan nur durch eine Frau oder einen Titel zum **Herrn** werden. **Frau** Engelhardtin ist schlecht, **Madam** Engelhardtin viel vornehmer, die **Frau** von Engelhardt hingegen und die **Frau** Räthin werden sich ergebenst für die **Madam** bedanken: **Jungfer** und **Mamsell** oder **Mademoiselle**, welchtr Unterschied! Können wir wohl bey solchen Widersprüchen und Sonderbarkeiten es den Ausländern ganz übel nehmen, wenn sie mit einem Tone, der uns

nicht viel Ehre macht, von einer Sache sagen, c'est bien allemand? Bey den Franzosen hat alles vom Korbmacher bis zum Feldmarschall ein metier, und weder der Offizier noch der Gelehrte wird beleidigt, wenn man seine Beschäftigung so nennt: **Handwerk, Profession, Kunst, Metier,** welche genau abgemessene Rangordnung! So lange eine Mannsperson nicht verheirathet ist, nennt man sie einen **Menschen**, nach der Trauung einen **Mann**: gleichwohl scheut man sich, Jemandem ins Angesicht zu sagen, „ein Mensch wie Sie"; und spricht man von sich selbst, so nennt man sich nicht gern einen **Menschen**, weil etwas erniedrigendes mit dem Worte verbunden ist, und nennt sich Jemand einen **Mann**, so scheint er sich einen gewissen Vorzug anzumaßen, den wir mit diesem Worte verknüpfen: wie soll man also sagen? „ein Mensch, wie ich", oder, „ein Mann, wie ich?" Um sich nach unsern sonderbaren Grillen weder herabzusetzen noch zu erhöhen, müßte man recht philosophisch sich ausdrücken, „ein Wesen, wie ich." Eine

Frau, ein Frauenzimmer, eine Dame: „Sie sind mein Frauenzimmer," oder, „Sie sind meine Mannsperson," sagt Niemand leicht, aber wohl, „Sie sind mein chapeau, oder meine moitié:" die Brühe machen wir zur Sauce, das Gedecke und den Umschlag zum Couvert, die Armbänder zu Brasselets, Neffe und Nichte zum Neveu und zur Niece, den Oheim und die Base zu Onkel und Tante. Niemand kan diese verwünschten Rangunterschiede und die Last der vielen fremden Wörter, die im Umgange unentbehrlich sind, so schwer fühlen als der Verfasser solcher Schriften, worinne die Scenen aus der gegenwärtigen Welt genommen sind, und die Personen unsere gewöhnliche Unterhaltungssprache reden: nennt er der Puristerey zu Ehren manche Sachen teutsch, oder schafft er einen teutschen Ausdruck statt des französischen, so stimmt die Sprache seiner Personen nicht mit der Natur überein: hält er sich genau an diese, so kommt ein Mischmasch zum Vorschein, den niemand buchstabiren kan, wenn er kein französisch versteht; will er die

ausländischen Wörter ganz vermeiden, so geht ihm oft zu viel Charakteristisches verloren: wie kan er von Frühstücken, von Mittagsessen, Abendessen erzählen lassen? es müssen Dejeune's, Dine's, Soupe's seyn: wie kan er von Festen reden lassen, die diese oder jene Gräfin gegeben hat? es müssen Feten seyn: wie kan er von einem Tanz oder Bal sprechen lassen, ohne der Chapeaux und der Damen, oder gar der moitiés zu erwähnen?

Das Borgen aus dem Lateinischen hat weniger Schwierigkeit: da alle Nationen diese Sprache so aussprechen wie ihre eigene, so ist sie der allgemeine Schatz, woraus jede nimmt, wenn ihr etwas fehlt: wir können die Wörter, die wir daher entlehnen, nach den Regeln der teutschen Orthographie schreiben, und ich bin auch wegen des Wohlklangs mehr dafür, daß wir solche, die im Lateinischen und Französischen existiren, lieber aus jener Sprache als aus dieser borgen, weil die Franzosen oft das Unglück haben, den besten Vokal (a) in einen schlechtern, in ä oder e zu verwandeln: aus commissarius

machen sie commissaire, aus realis, intellectualis, reel, intellectuel, und **Kommissar, Kommissionar** scheinen mir daher ungleich wohlklingender als **Kommissär, Kommissionär, usurpiren** besser als **üsürpiren, Merkur** besser als **Merkür.** Es ist eigentlich die Schazkammer des Philosophen, der ohne sie fast nicht bestehen kan: in philosophischen Schriften sagt man, „die Realbeschaffenheit“, im gemeinen Leben, „es ist nichts reelles dahinter.“

Rufen wir aus der alten teutschen Sprache ein Wort zurück, so ist wohl dabey zu bedenken, ob wir es noch in einem andern Sinne gebrauchen: alsdann macht es die äußerste Verwirrung.

Es ist schon gesagt worden, daß man keine von diesen Arten der Bereicherung übertreiben darf: alle abgelebte Wörter und Redensarten zusammenschleppen, heißt eben so wenig reicher werden, als wenn Jemand in sein Haus alle Lappen und Lumpen zusammentrüge, die es in einer Stadt giebt: sobald ein Wort nicht einen **Hauptbegriff**, nicht

den **Grad** oder **Nebenunterschied** einer Idee ausdrückt, oder nicht von so **weitem Umfange** ist, daß es durch viele Klassen von Begriffen reicht, so mag es bleiben, wo es ist: es überladet, aber bereichert uns nicht. Die fremden, bereits nationalisirten können wir beibehalten, wenn wir auch für den nämlichen Begriff ein einheimisches haben, um dem Stile Mannichfaltigkeit und Abwechslung zu geben: **Effekt** mag immer neben **Wirkung**, **Idee** neben **Begriff**, **Objekt** neben **Gegenstand** geduldet werden: was wir künftig borgen, müssen wir durch Endung, Aussprache und Orthographie so sehr als möglich zu unserm Eigenthum machen. Kein ausländisches Wort leiden wollen, ist puristische Pedanterey; in jeder Zeile einen Mangel fühlen und sich beschweren, daß man seine Gedanken ohne fremde Wörter nicht ausdrücken kan, ist Eitelkeit oder Affektation. Daß wir borgen müssen, macht uns keine Schande: die Römer borgten von den Griechen, die Franzosen von Italiänern und Lateinern, wir von Franzosen und Lateinern,

und jede Sprache, die sich zunächst nach der unsrigen bildet, wird Hülfe und Bereicherung bey uns suchen.

Wenn ich zu Ende dieses Absatzes noch Wünsche thun darf, so sind es diese beiden: erstlich, daß Jedermann, der viel französische und englische Schriften liest, die Wörter und Redensarten anmerkte, die wir ohne Umschreibung nicht völlig übersetzen können, und sie in einer periodischen Schrift bekannt machte: zweitens, daß Jemand, der viele Sprachen weis, eine Polyglotte schriebe, worinne die Wörter der verglichenen Sprachen in Rücksicht auf die Begriffe sortirt würden. Die Vergleichung der französischen und teutschen fiele wahrscheinlich dahin aus, daß unsere reicher an Wörtern ist als jene, daß aber die meisten teutschen Wörter weniger Begriffe befassen als die französischen; daß bey den Franzosen die Ideen, die ein Wort unter sich begreift, mehr nach der **Aehnlichkeit**, bey uns mehr nach der **Gleichheit** (Identität) gruppirt sind; daß wir einen größern Vorrath an Wörtern haben, wodurch die Gra-

de der Begriffe ausgedrückt werden, und die Franzosen einen größern an **Nebenunterschieden** für manche Klassen der Ideen; daß sie für alle Theile des Luxus, für die Gemächlichkeiten und Annehmlichkeiten des Lebens, für die verfeinerte Gesellschaft, für das Aeußerliche des Menschen in Gestalt und Betragen reicher versorgt sind, daß wir ihnen aber in den meisten übrigen Dingen die Wage halten und sie an Titeln, Courtoisien und demüthigen Höflichkeitsformeln weit übertreffen; daß wir ungleich mehr Hülfsmittel besitzen, unserm Mangel abzuhelfen, und daß die Franzosen in einen Zirkel von Ideen und Ausdrücken eingezäunt sind, aus dem sie nicht herausgehn dürfen noch wollen; daß sie mit ihrer kleinen Wörterzahl wie kluge Haushalter verfahren, die ihr geringes Vermögen zu Rathe halten und sorgfältig eintheilen, und daß wir mit unserm Reichthume wie Verschwender umgehn, oder vielmehr wie schlechte Hauswirthe, die nicht wissen, was sie haben, und lieber borgen, als an der Vermehrung und Erhaltung ihres Vermögens arbeiten.

Unsere Vertheidigung, wenn wir eine bedürfen, wird immer leichter; denn der fünfte Vorwurf, den man uns wegen der **Mannichfaltigkeit der Mundarten** macht, widerlegt sich selbst. „Ich finde eine halb barbarische Sprache,“ sagt der Verfasser, (S. 7.) „die sich in eben so viele Dialekte theilt, als Teutschland Provinzen hat. Jeder Zirkel glaubt, daß sein Kauderwälsch (Patois) das beste ist.“

Wenn dieses ein Vorwurf seyn kan, so trifft er nicht allein uns, sondern alle Nationen der Welt: es wird uns etwas als eine Unvollkommenheit angerechnet, das die Natur der Sache nicht anders zuläßt. So viele Provinzen in Frankreich, so viele Dialekte: man reise von Paris nach Languedoc, Provence, Gascogne, Orleanois, Normandie, und man findet die nämlichen Verschiedenheiten, als wenn man aus Ober- oder Niedersachsen durch Schwaben, Baiern, Oesterreich seinen Weg nimmt: ohne jene Länder gesehen zu haben, kan man es aus der Analogie schließen, alle Reisende und die Franzo-

sen bestätigen den Schluß, und man kan sich selbst überzeugen, wenn man Einwohner aus verschiedenen Theilen Frankreichs auf ihren Reisen durch Teutschland sprechen hört; und die Franzosen müßten keine Menschen seyn, wenn nicht einer jeden Provinz ihr Patois am besten gefiele. Der Himmel weis, woher die meisten Teutschen die Einbildung haben, daß jeder Einwohner Frankreichs so spricht, wie Voltaire oder D'Alembert schreibt: man lernt die Sprache durch die Uebung von Ammen, Kinderfrauen, Eltern und andern Personen, mit denen junge Leute umgehn: mancher spricht gut, mancher schlecht, jeder hat seine Provinzialsprache, und kommt er in die Hauptstadt, so sucht er sie abzulegen, wie ein Pommer die seinige, wenn er nach Berlin kommt. In keinem Lande der Welt lernten die Einwohner ihre Muttersprache nach der Grammatik, und wer eine Sprache **blos** aus der Uebung weis, ohne ihre Regeln entweder gelernt oder aus Gebrauch und Analogie abstrahirt zu haben, spricht und schreibt sie niemals ohne Fehler:

Sprachrichtigkeit ist nur die Frucht eines langen und mühsamen Fleißes, zu dem gewiß ein Franzose nicht mehr geneigt ist als ein Teutscher. Sobald in Frankreich die sogenannten gens du monde die Feder ansetzen, so machen sie Sprachfehler — eine Bemerkung, die ich in französischen Journalen oft gefunden habe; und schreiben sie unrichtig, wie viel unrichtiger müssen sie sprechen? und sprechen Leute von Stande und Erziehung unrichtig, wie viel mehr müssen es Personen thun, auf deren Erziehung weniger Sorgfalt verwendet wird? Alles wie bey uns: die gute Aussprache und die Einheit der französischen Sprache, wenn ichs so nennen darf, ist ein Fantom, in teutschen Köpfen entsprungen: wer richtig spricht und schreibt, hat es dem Lesen guter Schriften und seinem Nachdenken über die Sprache zu verdanken: alle Menschen, die diese beiden Mittel nicht gebrauchen, sprechen und schreiben fehlerhaft in Frankreich wie in Teutschland. Der Pariser, der seine Sprache blos aus der Uebung gelernt und weder durch Lektüre noch Gram-

matik ausgebildet hat, macht Provinzialismen, wie in dem nämlichen Falle der Berliner, der Wiener, der Hamburger.

„Aber zugegeben, daß alles dieses in Frankreich ist und seyn muß wie bey uns, woher entstund die größere Gleichförmigkeit, die man an den französischen Schriftstellern bemerkt? Wenn es auch eben so viele Arten Französisch als Provinzen giebt, warum ist sich die französische **Büchersprache** so gleich?“ — Erstlich hat sich dort die Litteratur ganz in Eine Hauptstadt zusammengezogen: wer Genie in sich fühlt, eilt nach Paris, verlernt seine Provinzialsprache und nimmt die dortige an: alle Schriftsteller schreiben für Ein Publikum, das mit despotischem Stolze nur das, was es gewohnt ist, für den Maaßstab der Richtigkeit und Schönheit hält.

Zweitens haben die Franzosen ein halbes Jahrhundert eher als wir angefangen, Bücher zu schreiben, die in ihrer Litteratur Epoke machten: wir sehen itzo nichts als eine Reihe vortreflicher Schriftsteller, worunter sich ei-

ner nach dem andern bildete; die mittelmäßigen Schmierer, die Sprachverderber, die ihre Schriftchen mit dem Jargon der pariser Gesellschaften oder mit Provinzialfehlern überschwemmten, sind längst vergessen und so sehr verfault als das Papier, das sie besudelten. Bey uns hingegen sehen wir eine Menge mittelmäßiger Köpfe, die ihre Sprache so schreiben, wie ihre Frau Mutter und ihre Universitätsfreunde sie sprachen, ohne daß einer davon eine Minute über Sprachgebrauch und Sprachanalogie nachdachte; und unter diesem Schwarm elender Skribenten erblicken wir einige wenige gute Schriftsteller, die sich in der Sprache gleichförmig sind, weil sie die beiden eben genannten Gesetze zur Richtschnur wählten: bey uns sehen wir also viel Schlimmes und wenig Gutes, bey den Franzosen blos das Gute, und das Schlimme nicht, weil die Zeit es vertilgt hat. Neben Molieren, Racinen, Voltären schrieb eine Menge kleiner Geister unsinniges Zeug in einer Sprache voller Schnitzer, voller Neologismen: mancher darunter wurde von dem Zirkel, woraus er seinen Neologismus schöpfte, für den ersten

Schriftsteller der Nation erklärt, und war ein Journalist oft in diesen Gesellschaften, so prophezeihte er im öffentlichen Druck dem Herrn Neologen die Unsterblichkeit. Dort kommt der Name eines solchen unsterblichen Genies nicht aus der Hauptstadt, oft nicht einmal aus dem Zirkel, dem er seine Produkte vorliest: bey uns hingegen, da unsere Schriftstellerey durch die ganze Nation zerstreut ist, macht jede Neuerung gleich Aufsehn, findet gleich in allen Städten wenigstens einige Nachahmer und einige Zeitungsschreiber, die den Neologen unter die Sterne versetzen. In Paris begnügt sich mancher, den blos Eitelkeit und Nachahmung zum Autor machten, mit dem Ruhme, den er im Manuskript bey seiner Gesellschaft einärntet: bey uns hingegen hat der eitle kleine Kopf kein anderes Mittel als den Druck, seine Eitelkeit zu befriedigen: es muß daher alles gleich zur ansteckenden Seuche werden, die nicht eher aufhört, als bis sie alle Provinzen, wo gelesen und gedruckt wird, durchwandert hat: unsere Verfassung und unser Nachah-

mungsgeist lassen das nicht anders zu. Wir beurtheilen also die Franzosen und uns aus verschiedenen Gesichtspunkten, sehen die fremde Litteratur nur in der Entfernung und nur das fertige schöne Gebäude, aber nicht die Fehler, Uneinigkeiten und Verschiedenheiten, die unter Baumeistern, Arbeitern und Handlangern herrschten, indem es aufgeführt wurde: bey uns hingegen erblicken wir nichts als das lezte, weil wir noch an unser Litteratur bauen. Ein aufmerksamer Beobachter findet aber die Gleichförmigkeit der Sprache in den französischen Schriftstellern nicht so groß, als man sie in Teutschland ausgiebt: man vergleiche die guten Autoren der lezten Periode mit denen aus dem Jahrhundert Ludwig des Vierzehnten; welcher Unterschied nicht nur im Ton, sondern auch im Grammatischen! Viele Redensarten im Moliere sind itzo so unerträglich wie die Sitten seiner Personen, viele seiner Konstruktionen itzo wirkliche Sprachfehler, und lebte er wieder auf, so sagte man gewiß allgemein von ihm, „der Mann hat gute Ideen, aber

seine Sprache taugt nichts.“ Auch hat man deswegen schon längst angefangen, seine Stücke nicht gern mehr zu sehn, weil sich die drey veränderlichsten Dinge der Welt, Sitten, Geschmack und Sprache, in Frankreich so sehr geändert haben wie bey uns.

Drittens versteht oder spricht ein französischer Schriftsteller selten eine andere heutige Sprache: bey Allen werden die Gedanken und Ausdrücke in Einer Form gegossen: unter uns hingegen liest jeder Schriftsteller von einigem Ansehn wenigstens eben so viel englische oder französische als teutsche Bücher, und dadurch drücken sich seinem Kopfe fremde Wendungen, Wortfügungen und Ausdrücke ein, die ihm zulezt so geläufig werden, daß sie sich im Schreiben von selbst darbieten. Einer nähert sich daher mit seiner Schreibart dem englischen, der Andere dem französischen: es entstehen daraus mehr Verschiedenheiten in Grammatik und Stil, aber auch mehr Mannichfaltigkeit des Tons.

Viertens haben die Franzosen das Glück genossen, daß Ein Schriftsteller beinahe ein

halbes Jahrhundert hindurch in ihrer Litteratur den Ton angab und das Muster der Nachahmung war: Ein Mensch bleibt sich immer im Ganzen genommen gleich, so sehr ihn auch Alter und Wachsthum oder Abnahme an Kräften verändern, und Voltaire's langes Leben war daher auch in dieser Rücksicht ein wahres Gut für die französische Litteratur. Wenn ein Land alle Jahre einen andern Herrn bekommt, so ändern sich auch alle Jahre die Sitten der Einwohner: das nämliche erfolgt mit Ton und Sprache, wenn zu oft andere Tonangeber in der Litteratur zur Regierung gelangen.

So sehr wir in allen diesen Umständen den Franzosen nicht gleich sind, so läßt sich doch erweisen, daß unter verschiedenen Umständen einerley Wirkung bey ihnen und bey uns erfolgt ist. Alle Sprachen der Welt, die jemals existirten und existiren werden, zertheilten sich in Dialekte und müssen sich darein zertheilen: in welchem der Mann von Genie schreibt, der zuerst den meist ausgebreiteten Ruf in den schönen Wissenschaften erlangt,

dieser Dialekt wird und bleibt der Grund der Schriftstellersprache: darum ward es in Italien der toskanische, darum in Teutschland der obersächsische *). Jedermann wollte sprechen und schreiben wie dieser Mann, der zuerst allgemeinen Eindruck und allgemeines Vergnügen machte: der nächste, der ihm an Ruhm gleichkam oder ihn übertraf, war entweder sein Schüler oder hatte sich nach ihm gebildet und also unvermerkt seine Sprache angenommen, und keiner unter den nachfolgenden wird einen andern noch rohen Dialekt wählen, den er erst von vorn an bilden müßte: schon aus Ruhmbegierde thut er es nicht; denn sein Buch würde nur an dem Orte gelesen, wo man diesen Dialekt spricht, weil an allen übrigen die Büchersprache sich schon festgesezt hat: ich sage mit Fleiß nicht, „festgesezt ist“, weil sich dergleichen Dinge von selbst machen. Die Schriftsteller, die nach dieser stillschweigenden Festsetzung in einem andern

*) Ich übergehe mit Fleiß die vorhergehenden Ursachen, die allmälich die Büchersprache bey einer Nation festsezten.

Dialekte schreiben, haben ein doppeltes Schicksal zu hoffen und zu fürchten: reichen sie nicht an die Uebrigen, die in der angenommenen Schriftstellersprache schreiben, so ist ihre Ewigkeit in einigen Jahren vorbey; sind sie ihnen gleich, so werden sie ein Nebenzweig der Litteratur: allein dahin kommt es so leicht nicht; denn wer in einer Sprache schreibt, die schon von fünf oder sechs Köpfen bearbeitet ist, hat einen großen Sprung voraus: er kan den Fleiß, den jener auf die Bildung seiner rohen Sprache wenden muß, auf Gedanken und Behandlung seines Gegenstandes kehren. So war der Gang der Sachen bey uns, so war er auch in Frankreich, mit dem einzigen Unterschiede, daß ihn dort andere Ursachen bewirkten: bey uns war es bloßer Zufall, daß die ersten Schriftsteller von allgemeinem Rufe in Obersachsen aufstanden, bey den Franzosen lockte sie der Hofstaat und die Freigebigkeit des Monarchen nach Paris, oder der Zufall ließ sie dort geboren werden: die Ursachen, die das Aufblühen der Litteratur in Paris und bey uns in Obersachsen vorbereiteten,

machen eine Kette aus, woran in Teutschland die Reformation der erste Ring ist. Monarchen können das Wachsthum des Genies beschleunigen oder erschweren, aber es steht nicht in ihrer Gewalt, ihm den Ort zu bestimmen, wo es aufblühen soll: das Schicksal hat sich dieses vorbehalten.

Nachdem durch eine lange Reihe von Ursachen der Dialekt des Französischen zur Schriftstellersprache geworden war, so blieb er bey jedem folgenden Skribenten der Grund, der aber von Molieres Zeiten bis zu unsern in Grammatik, Redensarten, Ausdruck und Ton große Veränderungen litt. Ein jeder Kopf hatte seine eigene Manier zu denken und sich auszudrücken: mancher war aus der Provinz, lernte zwar die eingeführte Büchersprache, verhütete auffallende Provinzialismen, aber Gewohnheiten, die man in der ersten Jugend annahm, lassen sich nie ganz vertilgen, und einem Jeden entwischten Konstruktionen und Ausdrücke, die er aus seinem Geburtsorte mitbrachte: einer hielt sich zu diesem Zirkel in Paris, der Andere zu jenem;

und Jeder hörte in seiner Gesellschaft einen andern Jargon und gewöhnte sich unmerklich Neologismen an, die sich mehr oder weniger in seine Schriften einschlichen.

Geht es bey uns anders? Die angenommene Büchersprache wird bey jedem Schriftsteller durch seine besondere Denkart, durch den Dialekt, den er in der Jugend sprach, und durch seine Gesellschaften modificirt: das Schicksal hat also bey uns so gut wie bey den Franzosen den Grund der Büchersprache gelegt und festgesezt, und wir unterscheiden uns nur dadurch von ihnen, daß wir mehr Gelegenheit zum Misbrauche bey den Veränderungen der schriftstellerischen Grundsprache haben, weil die meisten französischen Autoren von Ruf aus Paris, unter unsern hingegen fast ein Jeder aus einer andern Provinz ist, und also in seiner Jugend sich einen andern Sprachprovinzialismus angewöhnte und andere Gesellschaften besucht, die meistens Antipoden von einander sind.

Alles wie bey uns, wenn man die Sachen von der rechten Seite ansieht. Paris ist eigentlich das Theater der französischen Litteratur: ob man gleich in den Provinzen liest und schreibt, auch oft von der Hauptstadt im Geschmacke sehr abweicht, wie das Gedicht les mois, l'Ecole des moeurs und viele andere Schriften beweisen, so kommen sie doch in keine Betrachtung. Das Publikum in diesem Sitze der Litteratur zertheilt sich in eine Menge Zirkel, die in Urtheil und Geschmack ziemlich von einander abgehn müssen, nach den Beschwerden der Schriftsteller und Journalisten zu urtheilen: jeder hat seinen kleinen Halbgott, dem er räuchert; dessen Verse und Prose er gern hört; den er auf alle Weise beschützt. Unser Publikum ist nicht in Einem Raume beysammen, sondern in ganz Teutschland zerstreut: der lesende Theil in jeder Stadt ist also in Ansehung des ganzen Publikums ein besonderer Zirkel, der seinen eigenen Geschmack, seinen eigenen großen Mann hat; und der ganze Unterschied liegt darinne, daß die Parteyen, woraus das

französische Publikum besteht, an Einem Orte beysammen, und die, worein das unsere zerfällt, in viele Städte zertheilt sind: alle verstehen unsere Büchersprache, bilden sich mehr oder weniger danach und sprechen im Umgange, wie sie es vom Herrn Papa und der Frau Mama lernten. Wenn wir nun diese zerstreuten Parteyen auf Einen Fleck von sieben oder acht Meilen zusammensammelten, welcher Vortheil erwüchse daraus für die Büchersprache? Es ginge alles wie izt, und alles müßte so gehen, weil es die Natur der Sache nicht anders zuläßt. Die Theile des Publikums, weil sie alsdann Eine Stadt ausmachten, unterschieden sich im Sprechen weniger von einander; aber was kommt darauf an? Mag doch der Oesterreicher, der Schwabe sprechen, wie es seine Mundart mit sich bringt: will er sich mit Bücherlesen vergnügen, so muß er doch die angenommene Büchersprache lernen, weil nur in dieser unterhaltende Bücher geschrieben sind; denn kein guter Kopf wird dem Schwaben oder Oesterreicher in seinem ungebildeten Dialekt ein Büchelchen

machen, womit man nirgends als in Schwaben oder Oesterreich etwas anfangen kan. Die Menge der Mundarten erschwert die Ausbreitung der Litteratur, aber sie hat keinen Einfluß auf die Schriftstellersprache, die allein par une convention tacite von den besten Köpfen der Nation angenommen, nach der Analogie ausgebildet wird und in allen Ländern von der gewöhnlichen Sprache des Umgangs verschieden ist.

Genau betrachtet, ist die langue fixée, die wir den Franzosen andichten, weiter nichts als ein Fantom, das unter uns daher entstand, weil wir diese Sprache wie eine todte behandeln, sie mehr aus Büchern als durch den bloßen Gebrauch lernen: wir bilden uns deswegen ein, daß jeder Franzose sich mit seiner Guvernantin oder einem Sprachmeister hinsezt, Grammatik studirt oder die Richtigkeit und Reinigkeit der Sprache in den klassischen Schriftstellern aufsucht, wie wir es thun müssen, um gutes Latein oder Französisch zu schreiben und zu sprechen; denn wer das nicht thut, spricht und schreibt

zuverlässig ein germanisirtes oder das sogenannte Mamsellenfranzösisch. Die Sprache ist also in Rücksicht **auf uns** fixirt, weil es unsere Muttersprache nicht ist, und weil wir sie daher wie eine todte lernen und treiben. Bey den Franzosen entsprang die schöne Grille von ihrer langue fixée vermuthlich daraus, weil sie blos das Pariser Publikum vor Augen haben und die Provinzen als Nullen ansehn; und da man in der Hauptstadt Eine Mundart spricht, so war ihnen das hinreichend, um zu behaupten, daß die ganze Nation nur Eine Sprache rede. Dazu kommt, daß unter ihnen die Büchersprache in die Sprache des Umgangs bey Leuten von Erziehung und Lebensart mehr übergegangen seyn mag als unter uns, weil sie schon seit der lezten Hälfte des vergangenen Jahrhunderts allgemein gelesene und gehörte Sachen schreiben, und wir es hingegen erst seit dreißig Jahren thun. Corneille schrieb seinen Oedip 1659, das heißt, vor hundert und einundzwanzig Jahren: wenn seit dem Geburtsjahre der Miß Sara Sampson so viel Zeit verflossen ist, dann wer-

den unsere Nachkommen sich auch einer langue fixée in der nämlichen Bedeutung rühmen können: die Büchersprache ist alsdann durch eine lange Reihe guter Köpfe mehr ausgebildet, geht in allen Gegenden, wo man liest, in den Umgang über und verdrängt bey Leuten von Erziehung und Lebensart den Provinzialdialekt: uns zu tadeln, daß wir itzo nach dreißig Jahren ohne Unterstützung mit unser Litteratur nicht alle gute Wirkungen schon hervorgebracht haben, die bey unsern Nachbarn unter den günstigsten Umständen in hundert Jahren entstanden, ist eine Strenge, die an die Grausamkeit gränzt. Von den größten Höfen und aus den vornehmsten Gesellschaften jedes Orts verwiesen, allenthalben von Hindernissen und Verachtung aufgehalten, hat unsere Sprache in so kurzer Zeit Riesenschritte gethan, und sie wird trotz der vielen Dialekte, trotz der Verachtung, womit ihr die Anbeter des Französischen begegnen, trotz der Häkchenperiode und alles andern Ungemachs, das sie vor kurzem leiden mußte, in zehn oder zwanzig Jahren weiter seyn als

die französische in funfzigen, wenn nur nicht ganz ungünstige Umstände dazwischen kommen.

„Aber il n'existe point encore de recueil muni de la sanction nationale, où l'on trouve un choix de mots et de phrases qui constitue la pureté du langage.“ — Vermuthlich soll dieses im Französischen das Wörterbuch der Akademie seyn: die erste Ausgabe dieses Werks, das zu Ende des vorigen Jahrhunderts erschien, fand nicht den mindesten Beifall: die folgenden wurden von einigen gebilligt, von andern nicht. Hier seh' ich keine sanction nationale: es war der nämliche Fall, als wenn Gottsched mit seiner Gesellschaft ein teutsches Wörterbuch gemacht hätte, und weiter kein Unterschied, als daß die Herren Akademisten vom Monarchen dazu besoldet wurden, und daß Gottsched es aus eigenem Triebe hätte thun müssen. Ihre Arbeit hat eben so wenig eine Bestätigung der ganzen Nation für sich als Frischens und Adelungs Werke; ein Theil der Gelehrten billigt, ein ander verwirft sie; und soll hier

Nationalsanktion so viel als königlicher Befehl und königliche Bestätigung seyn, so kan dies beides dem Dictionnaire keinen Werth geben, wenn es sonst keinen hat, und auch keinem Schriftsteller die Verbindlichkeit auferlegen, sich danach zu richten, wo er einer andern Meinung ist: es beweist also nichts wider die Verbesserung und Güte unser Sprache, weil unsern Wörterbüchern die sanction nationale fehlt. In der Sprache kan die Autorität des Regenten kein Gesetz seyn, und nie allgemeine Uebereinstimmung aller Gelehrten in der Nation möglich gemacht werden: auch hat es der Erfolg hinlänglich gelehrt: die Akademisten fanden nicht blos Tadler, sondern sogar Gegner; die Schriftsteller schrieben, wie es ihnen ihr Genius eingab, und die Sprache hat sich seit 1694 außerordentlich geändert, ohne daß die Academie françoise mit ihrem recueil muni de la sanction nationale es hindern konte. Die Sprache ist also durch ihr Wörterbuch, weil sie es unter königlicher Autorität schrieben, nicht mehr fixirt, das heißt, unveränderlich gemacht wor-

den; und ein Purist vom Jahre 1694 wär in Frankreich izt eben so lächerlich, als bey uns einer aus Gottscheds Zeiten. Der Monarch hatte eine gute Absicht, die Lob verdient, aber sie befoderte den vorgesezten Zweck nicht, weil sie einem Proteus eine dauerhafte unveränderliche Gestalt geben wollte.

Wenn man alle Umstände zusammennimmt, so mag die langue fixée nichts als ein falscher Ausdruck seyn: die Franzosen wollten ihre Sprache langue bornée nennen, und das ist sie wirklich: sie können diese Benennung um so weniger übel nehmen, da Voltäre selbst sie ihr beylegt. Die engen Schranken, die ihre grammatische Einrichtung den Schriftstellern sezte, ließen weniger Veränderlichkeit zu, als bey den andern Sprachen; und wir wollen gern der Veränderung ein wenig mehr unterworfen und weniger gebunden seyn.

Noch Einen Vorwurf, die **Weitschweifigkeit**, müssen wir niederschlagen, und dann ist unser Prozeß gewonnen. Daß unsere Sprache so leicht, als die englische, zu diesem

Fehler verleitet, können wir nicht läugnen, weil es uns erlaubt ist, die Sätze in einander zu schieben und dadurch dem Perioden eine ungeheure Ausdehnung zu geben; allein das Daseyn gedehnter französischer Schriften beweist, daß unsere Nachbarn, so sehr sie sich die Hände banden, nicht vor Fehlern gesichert sind. Im Grunde liegt die Schuld allemal am Schriftsteller: wie er denkt, so schreibt er auch — hell, deutlich, lebhaft, gedrängt, oder dunkel, verworren, schleppend, kraftlos: unsere grammatische Einrichtung zwingt uns nicht dazu, wie der Verfasser zu glauben scheint, wenn er unsere Sprache diffuse nennt.

Die französische gewinnt durch den Gebrauch der Partizipien (trouvant, trouvé) etwas an Kürze, aber es ist in den meisten Fällen ein nichtsbedeutender Gewinnst. Le peuple romain ayant passé de la crainte à la servitude, ce colosse de puissance se detruisit — „Das römische Volk ging von der Furcht zur Knechtschaft über; und dieser mächtige Koloß zerfiel.“

Engagé, comme je suis, à travailler pour le theatre, je ... „Da ich verbunden bin, für das Theater zu arbeiten, so ...“ Ihr voilà, ihr voyons, examinons, (wir wollen sehen) das einige durch „sehen wir“ übersezten, ohne zu bedenken, daß sich alsdann die Frage vom Imperatife nicht unterscheiden läßt; ihre häufigen Redensarten mit faire, (celà me fait rire) mit par, (par metier) ihre Infinitifen nach après, avant und andern, (après avoir fait celà) oder mit de und à, wo wir „daß“ setzen müssen; (La vertu consiste à être ... Die Tugend besteht darinne, daß man ist ... il me disoit d'aller voir ... „er sagte mir, daß ich gehn sollte,“ oder, „er sagte mir, ich sollte gehn“) einige Wörter, deren Begriff wir nur durch Redensarten ausdrücken können — ennuyer, refus, refuser quelqu'un, und einige andere verschaffen ihnen einigen Vortheil über uns. Aber was sind dagegen ihre qu'est-ce que c'est; ihre ce qui, ce que; ihre celui qui; ihre c'est ce que; ihre häufigen Wiederholungen des Hauptworts aus Liebe für

die clarté? Alle diese Dinge machen den französischen Stil, so zerschnitten er meistens ist, oft schleppend und gedehnt, und sie sind insgesamt Sünden wider die wichtige Regel, daß man bey den geringsten Ideen auch den geringsten Aufwand an Worten und Silben machen soll; welche Idee kan aber geringfügiger seyn als „was“? — Die Kürze, die uns wegen der Inversionen und Gedankenaccente so leicht fällt, ist den Franzosen unerreichbar.

C'*est ce que* je crains — Das fürcht' ich eben.

Vous ne savez pas *ce que c'est* — Sie wissen nicht, was es ist?

C'*est* du poison *que* j'ai cueilli sur tes levres — Gift saugte ich von deinen Lippen.

Ah, *c'est de Vous qu*'il faut apprendre tout *ce* qui peut entrer de bon, d'honnête dans une ame humaine — Nein, von **dir** muß ich alles Gute und Edle lernen, das eine menschliche Seele zieren kan.

Mais je ne veux pas attendre, moi —
Ich will aber nicht warten.

Zwey Hülfszeitwörter haben wir mehr, die wir aber äußerst selten gebrauchen — sollen und mögen. — „Ich bat ihn, daß er zu mir kommen möchte oder sollte": dafür sagt man aber izt allgemein, „ich bat ihn, zu mir zu kommen." Je viendrai, heißt zwar, „ich werde kommen," und je viendrois zuweilen, „ich würde kommen"; aber dagegen brauchen wir auch, „ich sagte, ich verstund," wo die Franzosen schlechterdings j'ai dit, j'ai compris und ähnliche Formeln setzen müssen; und ihr il eût aimé, il auroit aimé, drücken wir durch „er liebte, er dächte" aus, wenigstens können wir es in den meisten Fällen.

Was unsern dialogischen Stil am leichtesten weitschweifig macht, das sind die vielen kleinen Wörter, die wir gern einschieben, um dem Ausdrucke eine besondere Schattirung zu geben.

Il ne croit pas celà, { Das glaubt er **nun** nicht.
Das glaubt er **eben** nicht.
Das glaubt er **wohl** nicht.
Das glaubt er ja nicht.

Alle diese und andere kleine Pinseldrücke des Gedankens, wenn ich sie so nennen darf, giebt der Franzose in der Deklamation blos durch den Ton an: mit Worten kan er nicht die mindeste Schattirung des Gedankens ausdrücken, und Lesern unter uns, die das nicht gewohnt sind, kommt der französische Dialog meistens etwas kahl vor, weil sie immer die Ideen nur **gerade hin** gesagt finden, ohne die geringste Anzeige, mit welchem Ton man die Worte deklamiren soll. Diese kleinen Wörterchen, am gehörigen Orte gebraucht, sind ein großer Vorzug der teutschen Sprache: man erinnere sich nur, wie viel Schattirungen wir dem Ausdrucke allein durch „ja" geben können.

Manche Schriftsteller haben seit einiger Zeit, der Kürze zu Liebe, die französische Wortfügung nachgeahmt — Mon bonheur & celui de ma fille — „Mein Glück und

dasjenige (dieses, das) meiner Tochter: alle drey Arten scheinen mir unerträglich, die lezte (das) noch am leidlichsten; aber wie man doch so leicht bey Andern sucht, was man selbst hat! Seit undenklichen Zeiten sagen wir im Umgange — „Mein Glück und meiner Tochter ihres. Mein Rock und des Herrn A. seiner". Warum wollen wir denn diesen Idiotismus, der die Kürze eben so sehr befödert, gegen einen Gallicismus vertauschen, der wider unsern Sprachgebrauch ist? — „Mein Glück ist von meiner Geliebten ihrem unzertrennlich." **Der, die, das** brauchen wir nach der Sprachgewohnheit blos, wenn **von, mit, aus** und andere solche Partikeln darauf folgen: — „Der aus dem obersten Fache; die von meinem Vater. — A. Ziehen Sie Ihr neues Kleid an? B. Nein, das mit der schmalen Tresse." — Bringen wir diese beiden Idiotismen wieder in den Umlauf, so ist uns die französische Wortfügung ganz entbehrlich.

* * *

So weit ist unsere Sache gewonnen: wir haben die wahren Fehler der Sprache bekannt und zu bessern gesucht, die eingebildeten abgelehnt und von manchen wirklichen Unvollkommenheiten erwiesen, daß sie uns nicht eigen, sondern mit den Herren Nachbarn, den Franzosen, gemein sind; wir haben ihre Vorzüge gegen unsere Fehler, und unser Gutes gegen ihre Unvollkommenheiten abgewogen: nunmehr noch ein paar Worte über die allgemeinen **Mittel** und die **Hindernisse** der Sprachverbesserung; und dann wollen wir uns von diesem Artikel unser Vertheidigung trennen.

Der Verfasser schlägt uns Uebersetzungen aus den Alten und Franzosen als Mittel vor, unsere Sprache und unsern Stil zu verbessern. Er wird mir verzeihen, wenn ich glaube, daß wir über dieses Mittel, so vortreflich es ist, schon weit hinaus sind: es wäre eben so als wenn man die Fieberrinde einem Gesunden gäbe, der vor zwey Jahren das Fieber hatte: in einer kleinen Dosis wird sie ihm weder

schaden noch nützen, in einer großen schadet sie gewiß.

Uebersetzungen der Alten wären entweder für den Schulgebrauch, oder für Personen von Geschmack, die den Geist der Alten kennen lernen wollen, ohne ihre Sprache zu verstehn, oder für den Schriftsteller, der sich nach ihnen bilden soll. Alle unsere bisherigen, vielleicht kaum zwey oder drey ausgenommen, sind blos zum Schulgebrauche, steif, hölzern, schleppend: man muß keinen Geschmack haben, wenn man über das erste Blatt kommen will. Entschlösse sich also Jemand, die Alten auch für Leute von Geschmack zu übersetzen, so verdiente er allerdings für seine Mühe Dank, besonders wenn er eine kluge Wahl träfe und von jedem Schriftsteller nur das Beste lieferte; allein dies hülfe weder unser Sprache noch Litteratur, sondern wäre blos zur Befriedigung der Neubegierde für solche Leser, die viel von der Vortreflichkeit der Alten reden hörten und sich Wunderdinge unter ihren Schriften vorstellen: auf den Geschmack des Publikums

werden sie nie Einfluß haben; denn wer nicht mit der Geschichte und den Sitten der Griechen und Römer bekannt ist und sich nicht durch die Schönheiten der Sprache und des Ausdruks für den Mangel des Interesse schadlos halten kan, dem machen diese vortrefliche Schriftsteller zuversichtlich Langeweile. Es ist freilich nicht zu läugnen, daß die meisten unter ihnen dieses Kunststück in einigem Grade verstehen: selbst ihr witzigster Kopf, Lucian, ist nicht davon frey: die unendlichen Einleitungen bey jeder Sache und die Gewohnheit, ewig um den Hauptpunkt herumzugehn, eh er berührt wird, belästigt bey ihm und bey Andern. Seneka und Tacitus, die diesen Fehler nicht haben, ermüden durch eine gewisse Einförmigkeit: ihre Gedanken schreiten immer in Einem abgemessenen Takte daher. Die Dichter haben für uns wenig oder kein Interesse: Handlungen und Sitten sind uns fremd oder gar anstößig, ihre Gedanken zu bekannt, oft abgedroschen: wer also die Schönheiten des Ausdrucks, worinne die Alten Meister sind, nicht im Originale schmecken kan und doch

die Alten bewundert, der ist ein Nachsprecher oder Heuchler; und wir machten folglich durch die Uebersetzung derselben eine Art von Halbkennern, die alles schlecht fänden, was nicht griechisch oder lateinisch wäre: je weniger man aus Einsicht und Geschmack urtheilt, je mehr erhebt man, was andern Leuten misfällt, um sich dadurch das Ansehn zu geben, als wenn man über Alle an Beurtheilung erhaben wäre.

Der Schriftsteller, der die Alten benutzen will, muß sie in ihrer eigenen Sprache lesen; denn was er von ihnen lernen kan, das geht in der Uebersetzung zur Hälfte, wo nicht ganz verloren: die Kunst des Ausdrucks, die Anordnung und Stellung der Ideen und eine gewisse Mäßigung im Gebrauch der Schönheiten, eine Nüchternheit, die vor der Ueberladung und dem Gigantischen in Schreibart, Ausdruck und Bildern bewahrt, und endlich das Gesezte, Männliche und Gleiche im Ton — das sind die Vortheile, die er durch die Alten erlangen kan; allein wo ist der Uebersetzer, der dieses alles in eine Sprache über-

trägt, die mit der griechischen und römischen so wenig gemein hat wie unsere und alle neue? — Auch wer sie in der Ursprache lesen kan, macht seinen Stil steif, hölzern und ungelenk, wenn er sie zu sehr kopirt: man muß sie studiren, beobachten, ihnen mit sorgfältiger Unterscheidung ihre Kunstgriffe ablernen, aber nie nachahmen.

Weder unsere Sprache noch Litteratur erlangte durch solche Uebersetzungen wahren Nutzen; denn sollten sie etwas helfen, so müßten sie von Männern gemacht werden, die selbst Muster seyn können; und solche Köpfe thun besser, wenn sie die Alten für sich studiren und uns eigene gute Produkte geben, als daß sie Werke gut übersetzen, die das Publikum nie mit wahrer Theilnehmung liest. Können Uebersetzungen aus den Alten irgendwo nüzliche Dienste thun, so ist es in den Schulen und bey dem Privatunterrichte: statt der unnützen lateinischen Exercitien und pedantischen Nachahmungen sollte man die jungen Leute jedes wichtige Stück, das sie in den Alten lesen, in gutes richtiges

Teutsch übersetzen lassen: dieses hülfe zwar der Litteratur nicht, aber desto mehr zur Aufklärung der Köpfe, die nicht zu Schriftstellern bestimmt sind.

Das einzige Mittel, das mehr als alles in der Welt unsere Sprache und Litteratur emporbringen kan, besteht darinne, daß wir entweder beides mehr lieben, oder beides mehr verfolgen: laue Verachtung und laue Liebe muntert zu keiner Unternehmung auf: entweder untersagt bey Lebensstrafe, daß Niemand ein teutsches Wort mehr reden und schreiben soll, oder sprecht, schreibt, lest und achtet nichts, was nicht inländisch ist: im ersten Falle werden wir Märtyrer bekommen, die Leib und Leben für ihre Sprache lassen, im andern allen denen Muth machen, die für ihre Bildung etwas thun können. Wer einer so zusammengesezten Person, wie das Publikum, die goldne Mittelstraße empfiehlt, verlangt zu viel; aber desto mehr ist sie den Schriftstellern zu empfehlen: die häufigen Te Deum laudamus, die manche unter unsern Autoren über den Fall der französischen

Litteratur seit einiger Zeit anstimmen, und die Herabsetzung der französischen Schriftsteller oder gar der ganzen Nation, beides beweist nichts für unsere größere Vortreflichkeit: wer das Te Deum zuerst singen läßt, hat selten die Schlacht gewonnen; und sind die Franzosen so klein, als man sie seit einiger Zeit ausgiebt, so macht es uns ja keine Ehre, sie zu übertreffen.

Entfernt die Hindernisse, die der Aufnahme der teutschen Litteratur entgegenstehn. Auf Schulen und Universitäten herrscht die lateinische, an den Höfen und in den vornehmsten Gesellschaften die französische Sprache: wie kan sich die Muttersprache bilden, wenn sie von zwey Feinden an zwey Orten unterdrückt wird? Die lateinische Pedanterey ist zum Theil gesunken, aber noch immer nicht genug, besonders soll in den Schulen noch zu viel alter Sauerteig seyn: auch die alten Universitäten sprechen wenigstens an ihren Galatagen und bey ihren circensischen Spielen Latein. Sobald es dahin kommt, daß der Gelehrte und der Weltmann par air teutsch

spricht, so kan sich unsere Litteratur gute Tage versprechen; und beide Theile thäten wohl daran, wenn sie lieber ihre Muttersprache richtig und gut reden lernten, als daß sie Latein oder Französisch stammeln, dem man seinen teutschen Ursprung meistentheils anmerkt. Wem also die Ehre unser Sprache und Litteratur am Herzen liegt, der muß die Liebe dafür durch sein Beispiel zu einer Sache der Eitelkeit machen: unter den Gelehrten ist dieses zum Theil schon geschehen, und in den andern Ständen muß es das Beispiel der Höfe bewirken. Wenn es wahr ist, daß der Schriftsteller aus der guten Gesellschaft so viel lernen kan, wie man uns sagt, so ist es um so viel mehr zu bedauern, daß sie sich der Bildung der Sprache und der Autoren ganz entzieht. Die bisherigen Bemühungen der Gelehrten hatten den Fehler, daß sie sich zu sehr mit Kleinigkeiten, mit etymologischen und orthographischen Pedantereyen beschäftigten: der Geist der Philosophie muß auf Sprachverbesserern ruhen, oder sie flicken ewig, statt dem Kleide einen andern Schnitt zu geben.

Den Schriftstellern könte man vielleicht mit Recht die Vermeidung des Neologismus empfehlen, den sie sich so häufig ohne Noth erlauben, blos um original zu scheinen: sie thäten sich und der Litteratur einen Gefallen, wenn sie mehr durch neue Gedanken als neue Worte, mehr durch Schönheit als Sonderbarkeit des Stils, mehr durch die Richtigkeit als Affektation des Ausdrucks zu reizen suchten; und wenn wir die Gelehrten, die unterrichtende Werke schreiben, um etwas bitten dürfen, so mögen sie die Grille verbannen, daß es genug ist, gute Sache zu sagen, man sage sie schlecht oder gut: das beste Fleisch schmeckt schlecht, wenn es nicht gut gekocht ist.

II.

Wissenschaften.

Die Franzosen fassen unter lettres die ganze menschliche Erkenntniß zusammen und theilen sie in drey Hauptzweige — erudition, sciences, belles lettres; daher entstehen erudits, savans, gens de lettres. Wir besitzen kein allgemeines Wort, das diese drey Gattungen unter sich begreift: die drey Theile nennen wir **Gelehrsamkeit**, **Wissenschaften**, **schöne Wissenschaften**: wir brauchen wohl zuweilen „**Gelehrsamkeit**" und auch „**Wissenschaften**" in dem ausgedehnten Sinne, wie lettres; allein es ist desto schlimmer, daß wirs thun müssen, da es so leicht zu Misverstande Anlaß giebt: um ihn zu vermeiden, haben wir erudition, **Gedächtnißgelehrsamkeit**, und diese nebst den sciences zusammengenommen, **Gelehrsamkeit** genannt, und befassen unter dem

Namen Wissenschaften, im weitläufigen Verstande, die sciences und belles lettres. Wir haben nichts als Gelehrte: um dem Mangel einigermaßen abzuhelfen, hat man Gedächtnißgelehrte, Wissenschaftsgelehrte und Belletristen geschaffen: an pedantischen Distinktionen, an studiosis, candidatis, magistris, baccalaureis und doctoribus fehlt es uns nicht, aber Unterschiede, die aus der Natur der Sache genommen sind, entbehren wir hier, wie in vielen andern Fällen.

So gleichgültig dieses scheinen mag, so charakteristisch und so wichtig ist es wegen der Folgen, die daraus entstanden. Charakteristisch ist es; denn erstlich beweist es die Anmerkung, die schon im vorhergehenden Artikel gemacht wurde, daß unsere Worte einen geringen Umfang haben, und daß ihre Erfinder die Begriffe mehr nach der Gleichheit als Aehnlichkeit gruppirten; denn sonst hätten sie ein Wort wie lettres hervorgebracht, das alles Aehnliche zusammenfaßt, was jenen drey Gattungen gemein ist.

Ferner beweist es den Zustand der Wissenschaften unter uns in den vorigen Zeiten: wir hatten lange nichts als Gelehrsamkeit, nichts als erudits, lebendige Magazine von Namen, Jahrzahlen, Begebenheiten und Meinungen. Leibnitz war noch zur größern Hälfte ein solcher Gedächtnißgelehrter, wie man mit Schmerzen fühlt, wenn man etwas von ihm lesen will; aber mit ihm geht die kleine Reihe unser Wissenschaftsgelehrten an, der Wenigen, die sich nicht begnügten zu lernen, was Andere vor ihnen dachten und thaten, wenn, wo und in welcher Ordnung es geschah, sondern die selbst dachten, aus Beobachtungen und Erfahrungen Begriffe bildeten, Schlüsse zogen und allgemeine Grundsätze erfanden, die Gegenstände ihrer Untersuchungen auf eine eigene Manier ansahen und sich vorstellten, mit einem Worte, die nicht blos Meinungen wußten, sondern auch hatten. Endlich gelangten wir zur dritten Stufe: wie jene Köpfe sich durch die Erfindung allgemeiner abstrakter Ideen auszeichneten, so empfanden Andere den Trieb, sinn-

liche zu erfinden, und wir bekamen Dichter und Prosaisten, Schriftsteller, die nicht blos den Verstand, sondern mit ihm auch Imagination, Witz und Empfindung beschäftigten, die nicht blos unterrichteten, sondern auch ergözten. Dieses war der Gang der Sachen bey allen Nationen; und es ist daher um so viel charakteristischer, daß wir die einzigen sind, die nur für die Benennung der einzelen Gattungen und nicht des Ganzen sorgten.

Die Folgen, die daraus entstanden, sind leicht zu übersehen: so wenig die Gränzen der Erudition und Wissenschaft in der Benennung unterschieden waren, so wenig waren sie es auch in unsern Köpfen und Büchern: wo man denken und untersuchen sollte, da sammelte und ordnete man, was Andere gedacht hatten. Viel lernen, viel wissen, war unser Ehrgeiz und die Regel, wonach wir Größe und Ruhm abmaßen: sie ist es noch izt bey einem großen Theile der Gelehrten. Schulen und Universitäten wurden Sitze der Pedanterey, wo man alles lernte, nur nicht denken und seine Gedanken ausdrücken: alles

zielte darauf ab, daß der Lehrling viel wissen sollte; und dieser dünkte sich vollkommen, wenn er viel wußte, mochte sein Kopf noch so ungeübt, sein Verstand noch so unangebaut seyn. Der Eine verstand unter Gelehrsamkeit blos die Erudition und behauptete, daß ein Mensch erstaunend gelehrt und erstaunend tumm seyn kann, daß die Gelehrsamkeit der Kultur des Verstandes oft schädlich, wenigstens von Einsicht und Verstande sehr trennbar ist; und er hatte Recht. „Nein," sagte ein Ander, der unter der Gelehrsamkeit die Wissenschaften mit befaßte: „die „Gelehrsamkeit bildet, erweitert, stärkt den „Verstand, ist die Pflegemutter des Nachdenkens und verschafft Einsichten, die man „ohne sie entbehren muß;" und er hatte auch Recht. So machte der Mangel an gehöriger Unterscheidung Gelehrsamkeit und Verstand zu Antipoden; und da verworrene und unbestimmte Ausdrücke allemal aus verworrenen und unbestimmten Begriffen herfließen und meistens auch solche Begriffe veranlassen, so wär es vielleicht nicht übel, wenn

wir in Zukunft unter Gelehrsamkeit blos die Erudition verständen und sie daher den Wissenschaften entgegensezten, insofern beides **Gegenstände** der Geistesbeschäftigung sind, (obiective;) und wenn wir hingegen, als **Beschäftigungen** und **Fertigkeiten** des menschlichen Geistes betrachtet, (subiective) die Gelehrsamkeit von der Wissenschaft und dem Genie unterschieden: wollten wir dem Ganzen im ersten Verstande einen so ausgedehnten Namen geben, wie lettres, so wär es ungleich besser, wenn wir **Wissenschaften** als **Gelehrsamkeit** dazu wählten.

Die **Gegenstände**, die das menschliche Denken beschäftigen, lassen sich in drey Klassen bringen, und also auch die **Beschäftigung** mit ihnen: es sind erstlich Sprachen und Dinge, die unter gewissen Bestimmungen der Zeit, des Orts, der Personen, der Ordnung geschahen, gethan, gesagt wurden: wer viel solche Sachen **weis** und nichts damit anfängt, als daß er sie **ordnet**, ohne darüber nachzudenken, ist ein Erudit, ein Gedächtnißgelehrter, ein Mann von Gelehr-

samkeit: das Gedächtniß und der niedrigste Grad der Imagination und Beurtheilung sind seine Werkzeuge. — Die zweite Klasse besteht aus allgemeinen Ideen: wer diese entweder aus eigenen Beobachtungen, Erfahrungen und Versuchen, oder aus Anderer ihren durch eigenes Nachdenken gefunden hat, der ist ein Wissenschaftsgelehrter, ein Mann von Wissenschaft. — Die dritte Klasse enthält sinnliche Ideen: wer sie zu erfinden, zu einem Ganzen anzuordnen und anschaulich darzustellen vermag, ist ein Mann von Genie, dies Wort in seiner engern Bedeutung genommen. In der Natur sind diese Unterschiede nie so scharf und genau, wie in der Vorstellung, und man benennt dort einen Jeden nach dem, was er von jenen drey Dingen am meisten besizt.

Sieht man die Wissenschaften, im weiten Verstande genommen, von einer andern Seite an, so findet sich der Unterschied unter ihnen, daß einige die Grundsätze und Regeln einer gelehrten Profession enthalten und nur für Personen nüzlich sind, die eine solche

Profession treiben; und daß andere zur Kultur des menschlichen Geistes überhaupt dienen und also Allen, die polirt und aufgeklärt heißen wollen, in gewissem Grade nöthig, wenigstens nüzlich sind. Zu jenen gehört unter den vier Fakultätswissenschaften nur die Jurisprudenz und Medicin; denn die Philosophie rechne ich zur andern Klasse, und die Theologie ist ein je ne sais quoi, ein etwas, das in keine Klasse paßt; denn ihre Lehrsätze, die aus allgemeinen Gründen erkannt und bewiesen werden, sind das Eigenthum der Philosophie, und die sich auf die Schriftauslegung gründen, gehören nicht ins Gebiete der Vernunft. Es ist daher am besten, wenn wir sie von den menschlichen Wissenschaften ganz ausschließen, wie es bey den alten Völkern Mode war, wo die Philosophen den nothwendigen natürlichen Theil der Religionswahrheiten bearbeiteten, und die Theologen den willkührlichen übernatürlichen zu ihrem Antheil hatten: sie sey ein Wesen, das für sich selbst besteht und also seinen eigenen Wirkungskreis hat, aus dem sie nach

einer gesunden Politik nicht herausgehen darf. *)

Die Theologie bey Seite gesezt, können wir also alles unser Wissen und Denken in vier Hauptklassen ordnen:

1) Gelehrsamkeit, oder **gelehrte Wissenschaften**: wohin außer den Sprachen alles gehört, was wir blos lernen und behalten, ohne darüber zu räsonniren — Statistik, Naturgeschichte und ähnliche.

*) Der Tadel der Wissenschaft trift die Personen nicht, die sich damit beschäftigen: der Theolog ist und war bey allen Völkern der Depositar der willkührlichen Religionswahrheiten, der Lehrer des Volks, das sich nicht durch eignes Nachdenken unterrichten kan, und Besorger der eingeführten Religionsceremonien: das ist seine Sphäre, und es ist Usurpation, wenn er sich zum Censor über Meinungen, Handlungen und Sitten aufwirft. Es giebt unter unsern viele würdige Männer, die aber darum würdige Männer sind, weil sie mehr Philosophie als Theologie im Kopfe haben.

2) **Professionswissenschaften** — Jurisprudenz und Medicin.

3) **Räsonnirende Wissenschaften**, deren Zweck die Erkenntniß der Wahrheit in der Theorie und Ausübung ist; die zur Kultur des menschlichen Geistes überhaupt dienen — Philosophie, räsonnirende Geschichte, Naturlehre, Mathematik und andere.

4) **Schöne Wissenschaften**, die auf das Vergnügen abzielen; die das Schöne zum Gegenstande haben und nicht blos die Kultur, sondern auch die Politur des menschlichen Geistes bewirken — Dichtkunst und Beredsamkeit.

Die Alten gaben der ersten Klasse keinen besondern Namen; das **Wissen** stand vielleicht in zu geringem Ansehn bey ihnen, wie bey uns in zu großem: die zweite hieß litterae agrestes, grauiores, seueriores, worunter sie aber nur die Jurisprudenz meinten, weil bey ihnen die Medicin, wenigstens lange Zeit, eine Profession war, die von Sklaven so gelernt und getrieben wurde, wie Kochen, Backen und Frisiren. Die beiden

lezten Klassen faßten sie unter der Benennung litterae humaniores zusammen: wir können sie die **edleren Wissenschaften** nennen.

Statt dieser Eintheilungen, die sich auf die Natur der Sache gründen, haben wir einige, die entweder barbarisch oder possirlich sind. Ueber die barbarische Eintheilung der Fakultätswissenschaften lacht und spottet Niemand mehr: sie gehört unter die ausgemachten Ungereimtheiten, die man unsern Vorfahren aus Mitleid übersieht. Aber wenn man zuweilen von **ernsten** und **schönen**, von **nüzlichen** und **angenehmen** Wissenschaften reden hört, so ist es schon weniger leicht, nicht zu lächeln: wer hat jemals die menschlichen Gesichter in ernste und schöne eingetheilt? Wenn die eine Art von Wissenschaften die ernsten seyn soll, so müssen nach einer richtigen Eintheilung die andern die lachenden heißen: **Wahrheit** und **Schönheit** unterscheiden wir bey den Ideen; und um ein vortrefliches Werk in den schönen Wissenschaften hervorzubringen, muß man ein eben so ernstes Gesicht machen, als wenn

man den Tabakspacht des Königreichs Spanien von zehn Jahren berechnet, oder die seruitutes aus den römischen Gesezbüchern zusammensucht. — Die andere Eintheilung ist eine Erfindung der Eigenliebe: Jeder gesteht der Wissenschaft, die er selbst treibt, einen vorzüglichen Grad der Nüzlichkeit zu, wie die Grönländer glauben, daß keine Kunst in der Welt so nüzlich ist, als Meerschweine zu fangen. Ist es wohl nüzlicher für das Wohl des Menschengeschlechts oder seine einzelen Mitglieder, wenn ich genau weis, wie viel dieses oder jenes Reich Einkünfte hat, als ein unterhaltendes Buch zu lesen, das mich einige Stunden aufheitert und glücklich macht? Oft hab' ich mich gefragt: „was „nüzt es dir, zu wissen, was vor tausend „Jahren gedacht, gesagt und gethan wurde? „was nüzt es, die Sitten, Einrichtungen, „Narrheiten und Tugenden der Völker zu kennen, die schon längst nicht mehr existiren, „oder zu denen du niemals kommst? Wozu „lern' ich Meinungen, die ich in dem Augenblicke, da ich sie erfahre, für abgeschmackt

„und unrichtig, wenigstens ungewiß erken„ne?“ — und jedesmal war meine Antwort: „um darüber zu räsonniren!“ Alle Dinge, die ich vorhin unter dem Namen der Gelehrsamkeit begriff, sind für sich, insofern man sie blos weis und behält, ganz unnütze und werden dann erst nüzlich, wenn sie Anlaß zum Räsonniren geben, weil sie nur dann erst zur Kultur des Geistes beytragen. Alle Ideen, Wissenschaften und Bücher, die nicht auf Verstand, oder Witz, oder Imagination, oder Empfindung wirken, die nicht die Seelenkräfte entweder stärken oder verfeinern, oder dem Geiste Vergnügen gewähren, dürfen sich keine **unmittelbare** Nüzlichkeit anmaßen: sie nützen nur durch die dritte, vierte Hand, wenn ich so sagen darf, und nur in dem Grade, wie sie zur Kultur, Politur und dem Vergnügen des menschlichen Geistes beytragen. Ist es also nicht sonderbar, gerade **den** Wissenschaften die Nüzlichkeit zu versagen, die am meisten die Verfeinerung und Glückseligkeit der Menschen bewirken? und sie andern beyzulegen, die oft die Uebel der

menschlichen Gesellschaft nur vermehren? Ist denn auf unserm Planeten, der eine so große Fruchtbarkeit an physischen, moralischen und politischen Uebeln hat, das Vergnügen eine Pflanze, die so häufig wächst, daß wir es unter die Dinge setzen müssen, die blos angenehm und nicht nüzlich sind? Bey allen den Kenntnissen, denen diese Herren vorzüglich oder ausschließend die Nüzlichkeit zuschreiben, ist das Vergnügen der einzige Bewegungsgrund, warum sie sich damit beschäftigen, nur mit dem Unterschiede, daß es bey ihnen eine ernste trockene, und bey Andern eine gefällige lächelnde Miene hat. Nüzlich ist alles, was unsern äußern oder innern Zustand verbessert: im ersten Falle sind es unter uns nur die Professionswissenschaften, weil sie zu Amt und Einnahme führen; im andern alle Kenntnisse und Ideen, wodurch der Geist geschärft, erhöht, verfeinert und ergözt wird, alles, was ihm Kultur, Politur und Ergötzen verschafft. *)

*) Die Benennung, „höhere Wissenschaften" ist etwas altfränkisch, und nur von

Uebersehen wir nunmehr nach dieser Klassificirung das Gemälde der Wissenschaften unter uns, so finden wir bey dem ersten Blicke, daß in unsern Köpfen, Lehrsälen und Büchern noch immer die Gelehrsamkeit den Meister spielt, und daß der räsonnirende Geist, der Geist der Philosophie noch immer nicht genug Altäre, Freunde und Diener unter uns hat. An Materialien fehlt es uns nicht: wir sind damit überhäuft; aber ihre Form taugt nichts. Ich glaube drey Gründe zu wissen, die dieses verursachten — das Nationaltemperament, die Schicksale des teutschen Reichs und unsere Verfassung.

Ob die Teutschen Genie haben, das heißt, räsonniren, dichten und schön schreiben können, ist eine Frage, die man keiner Antwort würdigen sollte: der Hottentot und der Grön-

den akademischen zu gebrauchen, in sofern sie den Schulwissenschaften entgegengesezt sind: man merkt es ihr an, daß sie sich auf die Eintheilung in höhere und niedere Schulen gründet und nicht aus der Natur der Sache genommen ist.

länder, der Karaibe und der Kamtschadale hat die Anlage dazu so gut als der Grieche, Franzose und Teutsche; denn die Seelen aller Menschen sind nach Einer Regel gemacht, ihre Organisation nach Einerley Grundgesetzen gebildet. Aber ob die Teutschen Nationalschicksale hatten, ein Nationaltemperament und eine Verfassung haben, wodurch die Entwikkelung, Bildung und Polirung ihres Genies befodert, beschleunigt, oder aufgehalten, erschwert, unmöglich gemacht wird, das ist einer Untersuchung werth. Behaupten, daß jedes Individuum die Anlage des Genies so sehr hat wie das andere, ist Verwägenheit oder Paradoxie; daß aber bey allen Nationen in einem gewissen Zeitpunkte unter den erfoderlichen Umständen das Genie sich entwickeln, bilden und bis zu einem gewissen Grade poliren kan, das ist unstreitig Wahrheit. Einzele Menschen unterscheiden sich weniger durch ihre natürlichen denkenden Fähigkeiten, als durch ihr Temperament, ihren Charakter, die Art und den Grad ihrer Leidenschaften; so auch Völker: Natur, Schicksal und Verfas-

fung erheben in ihnen die geselligen oder feindseligen Neigungen; theilen ihnen Begierde nach angenehmen Empfindungen und Thätigkeit, oder Verlangen nach Ruhe und stille Selbstgelassenheit mit; geben ihnen Stolz, Kälte, Zurückhaltung, oder Eitelkeit, Begierde zu gefallen und folglich Biegsamkeit (souplesse); versorgen sie mit einer frostigen, lebhaften oder feurigen, mit einer engen oder weitumfassenden Imagination, und weisen dadurch auch ihren Leidenschaften, ihrer Ehrbegierde und Ruhmsucht einen kleinen oder großen Zirkel, und kleine oder große, erhebliche oder unwichtige Gegenstände zum Ziel an. — Da ich diesen Untersuchungen über unsere Nation eine eigene Schrift gewidmet habe, wovon schon ein großer Theil fertig ist, so mache ich hier blos einige Anmerkungen darüber.

Cäsars Ehrgeiz war die erste Ursache, warum die Entwickelung des Genies bey den Franzosen früher angehn mußte als bey uns. Er eroberte Gallien: Römer zogen hin und erhoben die Einwohner, die schon nicht mehr

auf der untersten Stufe der Menschheit standen, zu einem höhern Grade der Kultur. Die Franken waren auch schon etwas besser als Wilde und fuhren in der Kultur von dem Punkte weiter fort, wo sie bey ihrer Ankunft die überwundenen Einwohner fanden: ihre Monarchie stand fest und unveränderlich bis zu Karls des Großen Zeiten; und da dieser Held Teutschland eroberte, welcher Abstand war zwischen seinen Franken und unsern Vorfahren! Die Teutschen waren damals nicht viel weiter als die Westindier, da Kolumbus sie entdeckte: der einzige Unterschied bestand vielleicht darinne, daß die Amerikaner nackt gingen und von den selbstwachsenden Früchten ihres Landes leben konten, und daß unsere Anherren Kleider trugen, weil sie unter dem rauhen Himmel froren, und einigen Ackerbau trieben, weil die natürlichen Produkte unsers Vaterlandes, Dornen und Eicheln, keine gute Nahrung abgaben. Von diesem Zeitpunkte an müssen wir unsere Kultur datiren, der Franzosen ihre von der Eroberung Galliens; und was folgt daraus? — Daß wir

in neunhundert Jahren so weit gekommen sind, als die Franzosen in siebzehnhunderten: wir müssen uns verwundern, daß die Entwickelung des Genies bey uns nur hundert Jahre später anfing als bey ihnen, und daß sie bey so günstigen vorbereitenden Ursachen doch so lange zurückblieben: bey ihnen ist es langsam zugegangen, bey uns geschwind. Um aber gerecht zu seyn, wollen wir ihnen zugeben, daß es durch ihre Beihülfe mit uns so geschwind zuging; fiel ihre gute Periode vierhundert, vielleicht nur zweihundert Jahre früher, so blieben wir länger zurück: wir waren damals noch zu schwach, um ihnen zu folgen, und izt im Jünglingsalter der Nation hätte uns ihr ermunterndes Beispiel und die Eifersucht gegen sie gefehlt, die beide nüzliche Dienste thun. Der dreißigjährige Krieg schadete unser bürgerlichen Betriebsamkeit mehr als unser Litteratur: die Reihe konte natürlicher Weise nicht eher an uns kommen, *)

*) Die Erfindung des Pulvers, der Ferngläser, selbst der Buchdruckerey, womit einige Schriftsteller seit kurzer Zeit so sehr

weil Teutschland zu spät von einer kultivirten Nation erobert wurde.

Die politische Verfassung des teutschen Reichs zertheilt das Nationalinteresse und den Nationalreichthum in so viele Stücke und Stückchen, als es Monarchien, regierende Herren und Reichsstädte darinne giebt: selbst die unmittelbaren Stände kennen kein Interesse des Ganzen, sondern nur ihr besonde-

prahlen, beweisen nichts für noch wider uns: sie sind Werke des Zufalls, und keine Resultate des Nachdenkens. Wollen wir ja mit Erfindungen pralen, so müssen wir beweisen, daß wir in Handwerken und Künsten die meisten, sinnreichsten und bequemsten Maschinen und die besten, schönsten, nützlichsten und elegantesten Arbeiten erfanden, mit einem Worte, was wir für das Bedürfniß, die Bequemlichkeit und die Verschönerung des menschlichen Lebens erfanden. Ich glaube, daß wir in der Gelehrsamkeit und den Wissenschaften mehr eigenes gethan haben und auch weiter sind als in Handwerken und Künsten: es soll mir ein Gefallen seyn, wenn mir Jemand beweist, daß ich mich irrte.

res, und die geringern Mitglieder betrachten sich gar nicht als Theile Einer Nation: der Oesterreicher und Brandenburger, der Sachse und Baier sind sich so fremd als Franzose und Spanier. So sehr diese Vereinzelung des Interesse und des Reichthums unser Betriebsamkeit und unserm Handel, im Ganzen genommen, schadete, so nachtheilig war auch ihr Einfluß auf Wissenschaften und Litteratur. Die Vergleichung mit den Franzosen wird es deutlich machen.

Paris ist im ganzen Reiche der Hauptsitz der Gelehrsamkeit und der Wissenschaften, der feinen Lebensart und des gebildeten gesellschaftlichen Tons, der schönen Künste und des Luxus: je mehr alle diese Dinge nahe bey einander sind, je mehr wirken sie auf einander. Die Gegenstände und die Menschen, die wir von unsern ersten Jahren an und täglich vor uns sehen, geben unvermerkt der Seele den Ton: sie theilen uns nicht blos eine bestimmte Art von Ideen mit, sondern stellen sie uns auch in einen gewissen Gesichtspunkt und geben ihnen Licht, Farbe und Ausdruck.

Unsere Gelehrsamkeit und unsere Wissenschaften wohnen auf den Universitäten *): die Hauptstadt der preußischen Monarchie ausgenommen, giebt es, so viel ich weis, in Teutschland keinen Ort, wo die Gelehrten nicht von allen Menschen abgesondert wären, die nicht Gelehrte, und doch Männer von Einsicht, Verstand, Lebensart und solchen Kenntnissen sind, die man nicht aus Büchern lernt. Nichts um sie her flößt ihnen Gefühl für das Schöne und Angenehme ein; ihre Begierde zu gefallen erlischt allmälich, weil sie keine Nahrung findet, und ihre ganze Thätigkeit schränkt sich auf ihre Pflicht und die Bemühung ein, ihren Schülern zu nützen. Wer nicht blos ein gelehrter Handwerker ist, hat Ehrgeiz, Ruhmbegierde oder wenigstens Eitelkeit: sind seine Leidenschaften genügsam, so lassen sie sich mit der Sättigung befriedigen, die ihnen die nächste Gesellschaft darbietet; sie sind gestillt, wenn er die mei-

*) Ich rede hier blos von protestantischen Ländern: die katholischen kenne ich nicht genug, um von ihnen zu urtheilen.

sten Zuhörer hat, die ihn geduldig anhören, über seinen Witz fleißig lachen und sich zu einer Art von aner nach seinem Namen machen. Geht seine Ehrbegierde über dieses kleine Publikum hinaus, so sucht er dem größern auf die Art und durch eben die Mittel zu gefallen, wodurch er bey seiner nächsten Gesellschaft zu gefallen gewohnt ist: er schreibt ein Kompendium, auf teutsch, ein Lehrbuch. An die Leser, die nicht lernen, sondern auf eine angenehme interessante geschmackvolle Art unterrichtet seyn wollen, denkt er nicht: sie verschwinden ihm ganz, weil er nur Lernende um sich hat; und wer sind die Lernenden? — Personen, die einmal mit der Theologie, der Jurisprudenz, der Medicin ihren Unterhalt verdienen wollen; die also im eigentlichen Verstande eine gelehrte Profession lernen. Daher kommt es, daß die Professionswissenschaften so lange in unser Litteratur den Ton angaben, und daß noch izt die Theologie eine der ergiebigsten Quellen ist: da diese Wissenschaften großentheils aus Gelehrsamkeit be-

stehn, so ist es auch kein Wunder, wenn wir bisher mehr Gedächtnißgelehrte als räsonnirende waren; da nur diese Wissenschaften auf der Akademie und außer ihr zu Unterhalt, Ehre und Beifall verhalfen, so war es ganz natürlich, daß sich alles nach ihnen hindrängte. Unsere ganze Einrichtung treibt uns vom Räsonniren und dem angenehmen wissenschaftlichen Tone hinweg und zwingt uns Gedächtnißgelehrsamkeit und den trocknen schwerfälligen Schulton auf. Der Gelehrte lernt aus dem Umgange mit Personen, die sich mehr polirt als kultivirt haben, keine Sachen, aber er nimmt etwas von ihrer Denkungsart, von ihrem Geschmack am Angenehmen und Schönen, von ihrer Sucht nach Eleganz, von ihrem Ton an; der Gelehrte muß den Weltmann aufklären, der Weltmann den Gelehrten poliren: wie sehr das lezte bey uns möglich wäre, wenn auch beide Theile in mehr Verbindung durch den Umgang geriethen, mögen Andere untersuchen.

Auch unser schönen Litteratur merkt man es an, daß sie auf einer Universität entstand: die meisten guten Gedichte in den bremischen Beiträgen sind theologischen Inhalts: Rabeners Schriften sind juristisch; die Gellertschen nähern sich sehr dem Erbaulichen, und es war eine Zeit, wo man die übersezten Psalmen Davids unter die Produkte der schönen Litteratur rechnete. Ich spreche deswegen diesen Schriften das Gute nicht ab, das sie bewirkten, und den Werth, den einige noch für uns haben: auf Schulen und Universitäten, in kleinen oder mittelmäßigen Städten ohne großen Zusammenfluß von Personen, Sachen und Begebenheiten, bey der Konkordanz oder unter Akten hört und sieht man ganz etwas anders, als in Paris und London.

Endlich hat auch unsere Verfassung die Hülfsmittel und die Gelehrten zu sehr zerstreut: es giebt zwey trefliche Bibliotheken in Teutschland, die Niemand braucht als der Bibliothekar, weil in den Städten, wo sie stehen, die Wissenschaften in keinem Ansehn

sind: eine einzige Universität ausgenommen, haben die übrigen, wie man sagt, lauter Bibliotheken nach altmodischem Schnitte, voll Wortgelehrsamkeit und litterarischen Plunder. Die Zerstreuung der Gelehrten stiftet den Schaden, daß sie den Wetteifer vermindert: jeder Ort hat in jeder Art nur Einen Mann, der etwas ist und daher meistens seine Vortreflichkeit über ihren wahren Gehalt berechnet, weil ihm Niemand die Wage hält: wird er als Schriftsteller übertroffen, so hüllt er sich in seine Eigenliebe ein und entschädigt sich durch den Beifall seiner Schüler für die Verachtung des Publikums. Wären die großen Männer jeder Art an Einem Orte versammelt, so entstände zwar mehr Streit und Kabale, aber auch welcher Wetteifer! Mancher große Mann müßte in die engen Schranken seiner Wenigkeit zurückkriechen: es gälte nichts als Sieg oder Tod.

In Frankreich sind die Professionswissenschaften von denen getrennt, die wir vorhin die edleren nannten: die ersten gehören der Universität, die zweiten der Akademie der

Wissenschaften; dieses verschafft den großen Vortheil, daß der Gelehrte auch eine Laufbahn hat, wo er, nicht um zu lehren, sondern blos um der Ehre willen den Wissenschaften obliegt. Die Vornehmsten im Reiche rechnen es sich zur Ehre, unter die Mitglieder dieser Akademie zu gehören; und wenn sie auch nicht allemal zum Bau der Wissenschaften etwas beitragen, so thut es schon eine gute Wirkung auf die Kultur einer Nation, wenn man sich aus Eitelkeit mit den Wissenschaften beschäftigt, oder wenn man sich gern die Miene giebt, als ob man sie liebte. Bey uns muß der Gelehrte schlechterdings Lehrer werden und sich mit seinem Kopfe und dem Fluge seiner Ehrbegierde nach dem Bedürfnisse richten, das ihm sein Amt vorschreibt; und da die Professionswissenschaften allein, wenigstens mit der Zeit ihren Mann nähren, so muß mancher sich mit etwas beschäftigen, das seinen Kopf und seinen Ehrgeiz niederdrückt.

So lange also die gegenwärtige Einrichtung dauert, daß die Laufbahn des Lehrers

die einzige für den Gelehrten ist, daß seine Ehrbegierde keinen andern Schwung und keine andere Richtung bekommt, daß er immer alles in dem Lichte sehn muß, wie es jungen Leuten nützt, und nicht wie es polirten Personen, die keine Schüler sind, Vergnügen, Unterhaltung und Unterricht verschafft; so lange wird sich schwerlich unser wissenschaftliche Geschmack und der Ton in unsern wissenschaftlichen Werken ändern: der beste Kopf gebiert höchstens gute Lehrbücher, die Niemand lesen mag. Der Umlauf der Kenntnisse stockt, weil ihn nur der Umgang und gut geschriebene Bücher befödern können: der räsonnirende philosophische Geist wird nicht ausgebreitet, weil er in unsern wissenschaftlichen Büchern eine zu trockne finstre abschreckende Miene hat: bey Personen, die keine Gelehrte sind, bleibt der Geschmack an den Wissenschaften kalt, weil die armen Musen nirgends ein großes Theater haben, wo die Eitelkeit der Dilettanten eine Rolle mitspielen kan.

Ob wir gleich bedauern müssen, daß einer unser größten Monarchen, der sein Land im eigentlichen Verstande neugeschaffen hat, seine Sorge für den Fortgang der Wissenschaften nicht Teutschen, sondern einer Nation schenkte, die keine Vermehrung ihres Ruhms und keine Unterstützung mehr bedurfte, so that er doch dadurch, daß er eine französische Academie des Sciences & belles-lettres stiftete, auch für uns etwas nüzliches. Die Vornehmsten wohnten den Sitzungen der Akademie bey, einige wurden ihre Mitglieder und trieben ihre Neigung zu den Wissenschaften so weit, daß sie sich mit bloßer Liebhaberey nicht begnügten; und wenn auch diese glückliche Wirkung mehr dem Zufalle zuzuschreiben ist, der so viele Kenner der Wissenschaften unter Einer Regierung in die höchsten Stellen führte, so war doch die Errichtung der Akademie ein Anfang, den Wissenschaften außer der Universität einen Sitz anzuweisen, der Ehrbegierde des Gelehrten eine Laufbahn und dem Talent einen größern Schauplatz zu eröffnen, den Wetteifer zu ent-

zünden, uns auf die edleren Wissenschaften hinzulenken und sie uns in einem allgemein interessanten Gesichtspunkte zu zeigen.

Wenn man in einem Falle prophezeihen darf, wo die Voraussehung so leicht ist, so läßt sich mit der größten Gewißheit weissagen, wo in Zukunft der Sitz der Wissenschaften und der Litteratur seyn wird: zwey Monarchien werden nicht blos an Macht, Betriebsamkeit und Handel, sondern auch in den Künsten, Wissenschaften und der Litteratur mit einander wetteifern, wenn sich die Liebe für das Ausländische verliert und das teutsche Talent auf seiner rauhen Bahn unterstüzt, auf die rechte Art unterstüzt wird. Das einzige, was den Ausgang dieser Prophezeihung weit hinausschieben kan, ist die traurige Verfassung des teutschen Reichs, die nothwendig von Zeit zu Zeit Kriege veranlaßt und allemal unsern eigenen Grund und Boden zum Schauplatze der Feindseligkeit und Verwüstung macht. Das Schicksal zündete das Licht in einem Theile Teutschlands an, wo allein Natur und Zufall

den Wohlstand und die Geschäftigkeit der Einwohner hervorbrachten; und es kan nur da hell emporbrennen, wo Leben, Geist und Freiheit von einer erleuchteten und thätigen Regierung auf jeden Stand ausströmt.

Es kan in einem Lande viel Gelehrte geben, die reich an Kenntnissen sind; es fehlte uns in keinem Zeitpunkte daran: die Vorbereitung auf Schulen und der Unterricht in den Professionswissenschaften auf Universitäten kan sehr gut eingerichtet und zweckmäßig seyn; beides hat bey uns seit kurzer Zeit merkliche Schritte zur Verbesserung gethan: aber alles dieses ist noch nicht hinreichend: die litterarische Größe eines Volkes wird blos nach den schriftstellerischen Produkten gemessen, die es hervorbringt.

Der gute Unterricht in den Universalwissenschaften *) befödert die Aufklärung der

*) Hierunter werden die Kenntnisse und Wissenschaften verstanden, die jedem Menschen nöthig sind, wenn er gebildet heißen will: in der Ankündigung einer Privatanstalt für den Unterricht und die

ganzen Nation, wird an den meisten Orten bey uns vernachlässigt und ist doch darum äußerst wichtig, weil er Kenntnisse, Räsonnement und Liebe zu den Beschäftigungen und Vergnügen des Geistes unter dem Theile ausbreitet, der die Wissenschaften nicht als sein Geschäfte treibt.

Der gute Unterricht in den Professionswissenschaften schafft dem Staate gute Arbeiter, manchen nützlichen Diener, aber keinen Glanz, keinen Ruhm: das nämliche thun auch die Schriften aus dieser Klasse; denn noch niemals wurde ein Volk unter die aufgeklärten und polirten gerechnet, weil es große Theologen oder Juristen hatte. Selbst unter den edleren Wissenschaften sind nur viere so glücklich, daß sie den Schriftstellern, die sich darinne hervorthun, allgemeinen Ruhm verschaffen — Dichtkunst, Beredsamkeit, Geschichte, Philosophie: dies sind die vier Kanäle, wodurch sich Kenntniß,

Erziehung junger Leute von J. K. Wezel, S. 53-61 werden sie angegeben.

Geist und Aufklärung über das Publikum ausbreitet: sobald eine Nation eine hinlängliche Anzahl vortreflicher Schriften in diesen vier Fächern besizt, so kan sie sich dreist einen Platz nicht nur unter den aufgeklärten, sondern auch unter den polirten anmaßen.

Wir wollen sehn, inwiefern wir auf diesen Titel Anspruch machen können, und was unserm Unterricht und unser Litteratur in diesen vier Klassen noch fehlt, um unsere Aufklärung und unsern litterarischen Ruhm vollkommen zu machen.

Beredsamkeit.

„Wo sind unsere Demosthenes, unsere Ciceros?“ fragt der Verfasser; und wir könten mit eben so vielem Rechte fragen, „wozu brauchen wir Demosthenes und Ciceros; und wie oder warum sollen wir sie also haben?“

Das Feld, wo jene beiden Männer Ruhm und Ansehn erwarben, ist itzo der Beredsamkeit ganz verschlossen: die Gerichtshöfe sind solche Feinde der Musen, daß sie sich nicht einmal entschließen können, einer gedehnten

Friedrich II.

schwerfälligen undeutlichen Schreibart eine natürliche gedrungene leichte und verständliche vorzuziehn: die Gelegenheiten, wo politische Reden Statt finden, erfodern nichts als höchstens ein kurzes Kompliment, wo alle Worte so abgemessen werden müssen, um Niemandem von Titel und Rang etwas zu vergeben, daß die wahre Beredsamkeit vor so vielen Fesseln der Gedanken und Ausdrücke flieht. Andere Verfassungen, andere Denkungsarten und Bedürfnisse: in Griechenland und Rom war es eine unwissende Menge, die Krieg, Frieden und Gesetze machte und in erheblichen Fällen den Angeklagten verurtheilte oder lossprach: ein so wüster Haufen konte nur durch Affekt und Leidenschaft dahin gebracht werden, wohin er sollte, und die besten Gründe mußten auf das sinnlichste eingekleidet, so einleuchtend, so anschaulich, als möglich, seyn, um Wirkung auf ihn zu thun. Wir glauben blos aus Gründen zu entscheiden, weil wir aus allen Arten der Geschäfte den rednerischen Schmuck und die rednerischen Kunstgriffe verbannt haben: wer Ge-

schäfte und Menschen gleich gut kennt, mag den Ausspruch thun, ob diese Einbildung wahr ist: so viel ist auf alle Fälle gewiß, daß die Verbannung der Beredsamkeit keine Folge der monarchischen Verfassung und nicht daher entstanden ist, weil wir unsere Rechtshändel blos aus Gründen entscheiden wollten. Die Unwissenheit und Ungeschicklichkeit der mittlern Zeiten ist die einzige Ursache: weil man kein Talent hatte, konte man freilich keins in den Geschäften zeigen. Das Steife, Abgezirkelte, Formularmäßige trat an die Stelle der Natur; und dieser Geist nahm uns so sehr ein, daß er von den wichtigsten Geschäften bis zu Sitten und Manieren unser Herr wurde. Dies ist eine wahre Erbsünde, die sich von den Zeiten der Barbarey auf uns fortpflanzte, und die wir so leicht nie verlieren: wie viele Talente bleiben deswegen itzo unentwickelt! Für rednerische Deklamation, Aktion, für körperlichen Anstand haben wir kein Gefühl; denn unser Anstand, den wir von Tanzmeistern lernen, ist puppen-

mäßig: wir sind Drathpuppen, wenn wir Höflichkeit, wenn wir Respekt, wenn wir Artigkeit beweisen wollen; und ohne diese hölzerne Eleganz sind wir plump oder tölpisch, weil wir in der Jugend den Körper nicht gehörig ausarbeiten. Der junge Grieche erwarb sich durch die Gymnastik Stärke, Leichtigkeit, Biegsamkeit: bey dem Rhetor lernte er Anstand in Stellung und Bewegung und den Ausdruck des Affekts durch Miene, Geberde und Deklamation: die Redeübungen machten seinen Kopf und seine Sprache gewandt; er bekam Ideen und Ausdrücke in seine Gewalt, und die Seele gewöhnte sich, durch Gesicht und Bewegung zu sprechen.

Noch einen andern, eben so beträchtlichen Vortheil gewährte der Gebrauch der Beredsamkeit bey der öffentlichen Behandlung der wichtigen Rechtshändel und der politischen Angelegenheiten: die Menschen nahmen an allen diesen Dingen lebhaftern Antheil als itzo, wenn wir sie aus Akten erzählen hören oder in den Zeitungen lesen: sie erlangten dadurch eine Materie für das Gespräch, wo-

bey sie räsonniren, und woran sie folglich ihren Geist schärfen konten. Die gerichtliche Beredsamkeit in Frankreich und die politische in England hat so sichtbare Vortheile, daß sie bey Griechen und Römern ungleich größer seyn mußten.

Ob wir den Alten hierinne gleichkommen können, ist gar keine Frage: unsere ganze Einrichtung sezt sich dawider. Unsere Redeübungen in den Schulen sind elende Grimassen, ein Gewäsch über allgemeine Sätze und abstrakte Ideen, in affektirtem Tone und mit pedantischen Gestikulationen hergesagt, eine Predigt, wobey weder Redner noch Zuhörer sich erwärmt. Die Gegenstände der Deklamation bey den alten Lehrern der Beredsamkeit waren Fakta und keine allgemeine Wahrheiten: an jenen, weil es sinnliche Dinge sind, lernt der junge Geist denken; aber wie soll er über moralische oder gelehrte wissenschaftliche Gegenstände räsonniren, da er noch nicht einmal genug sinnliche Ideen hat? Und wenn er es auch im Stande wäre, was nüzte es ihm, eine moralische Predigt

gut herzusagen, die ihm keinen Affekt eingeben kan? Wenn wir etwas bey dem Unterrichte thun wollen, so müssen wir die jungen Leute gute dramatische Scenen auswendig lernen und gehörig hersagen oder gute Erzählungen herlesen lassen; aber wer soll bey diesen Uebungen ihre Deklamation, Aktion und Anstand bilden? die Schullehrer?

Ich mag die alten Klagen nicht wiederholen, daß wir auf Schulen und Universitäten zu viel lernen und hören müssen, und zu wenig selbst thun, zu wenig unsern Kopf und unsern Ausdruck durch eigene Uebung bilden: noch mehr muß man klagen, daß es meistens auf eine verkehrte Art geschieht: der junge Mensch soll über allgemeine Sätze schreiben, disputiren und peroriren. Man lasse ihn **erzählen**, wenn er schreiben soll; seine Perorationen müssen aus Erzählung oder dramatischen Scenen bestehn, seine Disputationen Unterredungen über ein historisches Faktum seyn, das man ihm vorher bekannt machte: über sinnliche Gegenstände kan er räsonniren, weil er sie übersieht: allge-

meine Ideen umfaßt er nicht, und wird daher ein schiefer Räsonnirer. Unsere ganze Verfassung und also auch unser Unterricht zielt darauf ab, daß wir umbratiles werden sollen; und wir sind es auch in Schulen, in Geschäften, in Schriften: alles von Jugend auf erdrückt unsere Imagination, oder verengert und lähmt sie: wehe dem jungen Manne, der sich gerichtlichen oder politischen Angelegenheiten widmet und ein Demosthenes oder Cicero ist! Er wäre wegen seines Talents unbrauchbar und unglücklich, wie ein Reitpferd, das im Karren ziehen sollte. Der Schulunterricht muß folglich keine Redner bilden wollen, sondern bey allen Uebungen in der schriftlichen und mündlichen Beredsamkeit nur die Aufklärung des Kopfs und Fertigkeit im Denken und im Ausdruck, besonders die Entwickelung, Bereicherung und Stärkung der Imagination zum Zwecke haben, von der alle unsere Ideen Licht, Leben und Wärme empfangen.

„Aber haben wir nicht Kanzelberedsamkeit?" — Wer diesen Ausdruck zuerst ge-

brauchte, muß sich noch im Grabe schämen: die Predigt ist ein Religionsunterricht für das Volk, das heißt, für Leute, die sich weder durch Lektüre noch durch eigenes Nachdenken belehren können: wer in dieser Rücksicht predigt, predigt gut: wer den Redner auf der Kanzel spielen will, wird ein Deklamator, ein unnützer Schwätzer. Sein Gegenstand sind ja lauter allgemeine Ideen, dogmatische oder moralische Lehrsätze: hier findet wohl eine gute lichte starke Schreibart statt: will er aber Beredsamkeit zeigen, so muß er alle seine allgemeinen Sätze individualisiren, nicht über die Tugend der Aufrichtigkeit, sondern über einen besondern existirenden oder erdichteten Fall predigen, wo es streitig ist, ob man aufrichtig seyn soll oder nicht: izt kan er es zu weiter nichts bringen, als daß er eine **Abhandlung** oder eine **Deklamation** schreibt, er mag noch so sehr schreyen, fechten und die Herzen erschüttern wollen.

Eigentliche Beredsamkeit ist also, nach unser Verfassung, nur in Schriften bey uns möglich.

Dichtkunst.

Wir haben über die Alten dadurch sehr viel gewonnen, daß wir nicht blos in Versen, sondern auch in Prose Dichter seyn können: poetischer Ausdruck und Versifikation sind nur zufällige **Formen**, nach denen man nicht unterscheiden muß: den wesentlichen Unterschied macht der **Gegenstand** und die **Art, ihn darzustellen.** Unter **Darstellung** verstehe ich hier im Allgemeinen jede Art, wie der Schriftsteller der Seele des Lesers eine Sache gegenwärtig macht.

Alle Gegenstände unsers Denkens und Schreibens sind entweder Dinge, von denen man sagt, daß sie **sind** oder **geschehen,** (faits) oder allgemeine Begriffe, Urtheile und Schlüsse: (raisonnemens) will man lieber zwey allgemeine Namen, so nenne man das erste **Thatsachen,** das andere **Spekulationen.**

Individuelle Thatsachen oder Fakta, das heißt, Gedanken, Empfindungen, Entschliessungen, Handlungen, Begegnisse, die einer

bestimmten erdichteten oder wahren Person angehören, willkührlich zu einem Ganzen anordnen und dabey blos die höchste Wirkung auf den Leser und sein Ergötzen vor Augen haben, ist **poetische, dichterische** Darstellung. Individuelle Thatsachen unverändert und in der Ordnung erzählen, wie sie geschahen, ohne einen andern Zweck, als daß der Leser sie kennen lernt und den Effekt fühlt, den die Sachen an und für sich thun können, heißt **historische** Darstellung: allgemeine Fakta (z. B. Naturerscheinungen) und Räsonnemens in der Absicht vortragen, um in dem Leser allgemeine Ideen und Spekulationen zu erwecken, ist die **philosophische**.

Weiter kan man nicht eintheilen, wenigstens nicht mehr als diese Hauptunterschiede machen, die sich auf die Verschiedenheit des Gegenstandes, der Behandlung und des Zweckes gründen. Der griechische und römische Redner vereinigte alle drey Arten in sich: sein Vortrag war zuweilen historisch, wenn er die Sache, die er vertheidigte oder anrieth, dem Zuhörer erzählte; er räsonnirte

zuweilen philosophisch mit ihm darüber; zuweilen stellte er sie aber auch in ein blendendes Licht, um eine dichterische Wirkung auf das Gefühl und die Einbildungskraft hervorzubringen.

Wo man also dichterische Wirkung und dichterische Behandlungsart findet, da ist der Dichter, er schreibe in Versen oder in Prose, sein Ausdruck sey poetisch oder prosaisch, seine Manier, wie sie wolle. Nicht das Sinnliche, wie man gewöhnlich sagt, sondern das Individualisirte in den Ideen ist eins von seinen Hauptmerkmalen: je mehr oder weniger er dieses hat, je größer oder geringer muß die Kritik seinen Werth ansetzen; und nicht blos der erzählende und dramatische Dichter, die Charakter, Handlungen und Begebenheiten zum Stoffe haben, sondern auch der Odensänger und Lehrdichter sind dem nämlichen Maaßstabe unterworfen. Wenn Horaz anfängt, „Ein unsträflicher Mann bedarf weder Bogen noch Pfeil," so ist diese Sentenz kein allgemeiner Satz, wie ihn der Philosoph vorträgt, sondern ein Ge-

danke, den eine besondere Begebenheit in dem Dichter erweckte. Viele der neuen philosophischen Oden, die einmal Mode waren, sind, wegen des großen Mangels an Individualität, nichts als gereimte Abhandlungen: ihre moralischen Sprüche sind keine Monologe, die ihren Verfassern eine Situation, ihre eigenthümliche Denkungsart, ihr Charakter oder eine Begebenheit eingab, sondern Jedermanns Gedanken. Der Lehrdichter verschafft seinen Ideen das Individuelle dadurch, daß er sein System von einer Person vortragen läßt oder eine Begebenheit erzählt, die ihn oder die Menschen darauf gebracht haben soll.

Das zweite Merkmal der dichterischen Darstellung sezten wir in einer solchen Behandlung des Gegenstandes, daß der Schriftsteller blos die höchste Wirkung auf die Einbildung und Empfindung des Lesers hervorzubringen sucht, insofern die Hauptabsicht, das Vergnügen, es erlaubt. — Diese lezte Einschränkung ist äußerst nöthig; denn sonst könte ein Dichter so sehr für den höchsten Ef-

fekt sorgen, und die Leser mit so schrecklichen blutigen Bildern überhäufen, daß sie sich vor Ekel übergeben müßten. Bey schrecklichen Gegenständen giebt es eine Regel, die unter gewissen Einschränkungen auch von traurigen und komischen gilt; sobald das Schreckliche einen so hohen Grad der Empfindung erweckt, daß sie auf die körperlichen Organe wirkt und in ihnen die Veränderungen veranlaßt, die bey heftigen Verabscheuungen zu erfolgen pflegen, so wird es widrig und mit dem Vergnügen unverträglich: dieses geschieht freilich nach Beschaffenheit der Organisation und ihrer Reizbarkeit bey einer Person leichter als bey der andern; allein wenn der Dichter nur einige Beurtheilung hat, so kan es ihm nicht schwer fallen, die Mittelstraße zu halten, daß er nur höchstens die übertrieben Empfindsamen zu stark angreift, die eine Art von Kranken sind und also nicht in Betrachtung kommen.

Wollen wir nun durchaus Beredsamkeit haben, so können wir sie nirgends finden als bey dem prosaischen Dichter, der sich mit

seinem Ausdrucke einen Grad unter dem poetischen hält; und in diesem Falle müssen wir sie in unsern guten Romanen und dramatischen Werken suchen. Uebrigens macht es unser Nation Ehre, daß sie auf eine so philosophische Art den Namen des Dichters austheilt, da hingegen die Franzosen noch immer sich mit dem Vorurtheile schleppen, daß Silbenmaaß und Reim — gerade die zwey unwichtigsten Nebendinge – seine wesentlichsten Unterscheidungszeichen sind: sie setzen noch immer dem Prosaisten den Dichter entgegen. Wir betrachten den Prosaisten und Versifikator als entgegengesezt und haben daher versificirende und prosaische Dichter; und unter diesen lezten wählten einige den poetischen, Andere den rednerischen Ausdruck. Wir werden vermuthlich mit der Zeit dahin kommen, daß wir lange versificirte Gedichte gar nicht mehr dulden: das Versmaaß, es sey gereimt oder nicht, ist in langen Erzählungen so ermüdend, wie es bey kurzen ergözt, ohne zu gedenken, wie viel allemal dem Schriftsteller wegen des Silbenzwanges an der dichteri-

schen Darstellung verloren geht. Vom Theater sollten wir gleichwohl die Versifikation nicht ganz verbannen, sondern sie wenigstens in kleinen rührenden Stücken und im heroischen Trauerspiele beibehalten; warum wollen wir eine Gattung des Vergnügens muthwillig aufgeben?

Geschichte.

Wir haben viele gute Forscher, Untersucher, Lehrer, Sammler, viele Zusammenträger der Geschichte, wenn mir dieses Wort erlaubt ist, aber keinen einzigen Geschichtschreiber: ich kan das ohne Scheu sagen, ohne Widerspruch zu befürchten oder zu beleidigen; denn es gehört unter die Dinge dieser Welt, die keines Beweises bedürfen. Herr Schmidt macht uns durch seine Geschichte der Teutschen die Hofnung, daß wir mit der Zeit auch in diesem Fache nicht leer bleiben werden. Mit seinem eigenen Beispiel hat er nach meinem Bedünken nichts gethan, als dem Geschichtschreiber dadurch die Bahn gebrochen, daß er zur Verbesserung des Geschmacks in der vaterländischen Geschichte

unendlich viel beiträgt: er hat Kenntniß der Sachen, Beurtheilung in der Wahl und Anordnung, einen weiten Blick, der allemal ein Ganzes umfaßt, die Gabe zu räsonniren; und es fehlt ihm also zum Geschichtschreiber nichts als ein höherer Grad des Genies. Die Kunst, der Imagination die Gegenstände mit dichterischer Anschaulichkeit darzustellen, die Kunst, ein Interesse zu bewirken, und das Talent der guten leichten anziehenden Erzählung scheint er nicht zu besitzen: er steht also zwischen dem historischen Zusammenträger (redacteur) und dem Geschichtschreiber mitten inne, und wird dem lezten schon um ein beträchtliches näher kommen, wenn seine Schreibart einen Theil ihrer Härte und Weitschweifigkeit verliert. Daß er Epoke macht, brauch' ich nicht zu wiederholen; denn man sagt und glaubt es allgemein.

Sollte es aber wohl möglich seyn, daß wir jemals einen Livius, einen Hume, einen Voltäre, einen Robertson in unser vaterländischen Geschichte bekämen? — Ich habe die Dreistigkeit es zu hoffen; und die Hof-

nung wird gewiß erfüllt, wenn wir nicht völlig einen solchen Livius begehren, wie der lateinische. Die meisten unter uns sehen diese Schriftsteller von einer falschen Seite an; dem Römer wirft man seinen blumenreichen Stil, den Uebrigen Unrichtigkeiten in den Sachen vor; allein wenn solche Tadler, die um eines Fehlers willen den ganzen Mann verdammen, für die unerträgliche Trockenheit ihrer historischen Kompilationen und ihren Chronikenstil, wenn sie für ihren gänzlichen Mangel an Genie Verzeihung hoffen, warum wollen sie so hart seyn und jenen Männern den Ueberfluß an Genie nicht vergeben? In der Geschichte ist nun einmal nichts zuverlässig wahr als die groben Striche des Gemäldes, die Handlungen und Begebenheiten, die vor Jedermanns Augen geschahen: das Umständliche (detail) ist gewiß zur Hälfte Unwahrheit, und die Bewegungsgründe, die Ursachen, wovon die Fakta angesponnen wurden, die Charakter sind nichts als Schluß, Muthmaßung, Hypothese: was kommt bey so vieler Unzuverläs-

ſigkeit, bey ſo ausgemachten Unwahrheiten auf eine Handvoll Lügen mehr oder weniger an? Es iſt ein anders, eine Geſchichte zum juriſtiſchen Gebrauche, ein anders, ſie zum Unterricht und Vergnügen der Menſchen ſchreiben: für jenen arbeitet der hiſtoriſche Zuſammenträger, für dieſes der Geſchichtſchreiber: die Werke des erſten gehören zur Gelehrſamkeit, die Produkte des lezten unter die Litteratur der Nation, unter die Denkmäler ihres Genies.

Daß Niemand unter uns ein Werk hervorbringen kan, wie Livius römiſche Geſchichte, daran iſt der Stoff und Zuſchnitt der neuen und beſonders der teutſchen Hiſtorie ſchuld. Der Plan der römiſchen Geſchichte von Roms Entſtehung bis zu Auguſtus Tode iſt die vollkommenſte dichteriſche Kompoſition, die das gröſte Genie nicht beſſer erfinden könte. Die ganze Geſchichte hat Einen Helden, den populus Romanus, der mit mancherley äußerlichen und innerlichen Gefahren kämpft, ſich bald dem Untergange nähert, bald wieder herausreißt, vor unſern

Augen wird, aufwächst und stirbt: alle Wirkungen, Maschinen, Handlungen und Begebenheiten zielen auf den einzigen Zweck, die Verfassung, Größe und den Verfall dieses Helden vorzubereiten, zu veranlassen, hervorzubringen: alles ist in beständiger Gährung, alles ein unaufhörlicher Streit zwischen Gedanken, Meinungen, Vorschlägen, Handlungen, Leidenschaften, Ständen, Partheyen, Städten, Königen und Staaten, und alles wirkt zu Einem Hauptzwecke. Es ist also die vollkommenste Einheit und die größte Lebhaftigkeit des Interesse darinne. Der Knoten des Ganzen ist Karthago's Eroberung und der Sieg über die asiatischen Könige: vom Anfange an strebt alles, diesen Knoten (die höchste Größe des Helden) vorzubereiten, und der Knoten ist um so viel vollkommener, weil er die Katastrophe (den Verfall der Verfassung und der Freiheit) unmöglich zu machen scheint und sie doch hervorbringt. Man zeige mir in einem Gedichte einen mehr poetischen Plan.

Auch der Stoff ist poetisch: alle Cha-

rakter haben mehr oder weniger Enthusiasmus, einen Grad von politischer Schwärmerey, und ihre Gesinnungen und Ausdrücke sind daher immer hochgespannt, und ihre Handlungen und Entschlüsse immer über die gewöhnliche Sphäre des menschlichen Thun und Lassens: die Veränderungen, die durch die Vorfallenheiten veranlaßt werden, sind rasch, entscheidend und bringen den Helden meistens in die äußerste Gefahr, oder ziehen ihn aus dem Untergange, oder werfen ihn aus der Noth auf den höchsten Gipfel des Glücks empor.

Wie armselig ist dagegen der Plan der teutschen Geschichte! An dem römischen hat das Schicksal mit der Erfindsamkeit eines Meisters, an diesem mit der matten Anstrengung eines erschöpften Genies gearbeitet. Es ist eine Sammlung Lebensbeschreibungen: kein Held, auf den alles vom Anfange an und durchaus sich bezieht, keine Einheit des Interesse, weder Knoten noch Katastrophe! Nicht der mindeste politische, sondern blos religioser Enthusiasmus in den Charak-

tern! eine Gattung der Schwärmerey, die eher verachtendes Mitleid als hinreißende Bewunderung einflößt! kein politischer Schwung in Gesinnungen und Handlungen, höchstens ein andächtiger! und die Begebenheiten? — Schlägereyen zwischen einem Haufen Vasallen, die sich oft bekriegen, um sich zu bekriegen, kaiserliche Einrichtungen, die selten ganz ausgeführt werden oder ihren Zweck befödern, Klosterstiftungen, Turniere, Adelsbriefe, Ceremonien! Es ist eine Scene voll Tumult, aber leer an Handlung: alle Personen schreyen und toben, strampeln mit Händen und Füßen, Kaiser ziehen nach Italien und aus Italien, ins gelobte Land und aus dem gelobten Lande, Herzoge und Grafen brechen sich und ihren Unterthanen die Hälse; und wenn man fragt, warum und wozu die viele Bewegung, der viele Lärm? — Um nichts und zu nichts!

Ich verzweifele, daß jemals das größte Genie aus einer so schlechten Komposition ein interessantes Ganze machen kan: vielleicht ließe sich alsdann am ersten die Einheit

des Interesse bewirken, wenn der Geschichtschreiber die kaiserliche Gewalt zum Helden machte: ihre höchste Größe unter Maximilian und Karl dem Fünften wäre der Knoten, und ihre Einschränkung und das Emporkommen der Stände die Katastrophe: wer blos in dieser Rücksicht die Fakta wählte, insofern sie das Wachsen jener Gewalt vorbereiten, befödern, erschweren, und die Einschränkung desselben veranlassen; wer also die Kaiser blos als handelnde Personen betrachtete, die zur Hauptabsicht, zur Vergrösserung und Verminderung der höchsten Gewalt, das ihrige beitragen, aber nicht selbst das Ziel sind, worauf alles sich richtet, *)

*) In der römischen Geschichte sind der Senat, die Konsuls, die Patricier und die plebs die handelnden Personen; in der teutschen die Kaiser, die Vasallen, die Städte, die Päbste, der Klerus, und im lezten Akt die Reichsstände: dort ist populus romanus der Held, hier die höchste, oder wenn man lieber will, die kaiserliche Gewalt: dort zielt alles auf die Vergrößerung und den Verfall des römi-

der könte wahrscheinlich, wenn er die übrigen Talente besäße, das einzige Interesse hervorbringen, dessen unsere Geschichte fähig ist. Aus einzelen Epoken läßt sich noch eher ein Ganzes machen: der Streit des Pabstthums und Kaiserthums, der Vergrößerungsplan der österreichischen Kaiser: die Geschichte der österreichischen und preußischen Monarchie wird in einem paar Jahrhunderten der interessanteste Gegenstand für den Geschichtschreiber seyn. — Ein philosophisches Interesse entstände, wenn der Schriftsteller die Entwickelung, Kultur und Politur des teutschen Geistes zum Gesichtspunkte nähme; allein der Plan dieses Ganzen wird erst in einigen Jahrhunderten vollendet seyn; denn noch bereiten wir erst den Knoten vor. Jede Geschichte eines Staats in politischer und

schen Staats ab, hier ist alles Bemühung, einen Theil der obersten Gewalt an sich zu reißen. Freilich läßt es sich nicht läugnen, daß eine kollektive Person, wie ein Staat, sich besser zum Helden einer Geschichte schickt, als ein abstrakter Begrif, wie die kaiserliche Gewalt.

philosophischer Rücksicht ist ein Trauerspiel: der Held erhebt sich auf den höchsten Gipfel der Macht und Politur, und stirbt oder wird so siech und elend, daß man seine Krankengeschichte nicht gern liest, wie dieses der Fall mit der römischen nach Augustus Tode ist.

Wir können es nicht verantworten, daß wir so ruhig zusehn, wenn uns unsere Nachbarn die interessantesten Gegenstände der Geschichte wegnehmen: Robertson's Geschichte Karls des Fünften ist eine wirkliche Eroberung, die er an unser Litteratur gemacht hat; und wir begnügen uns mit dem edeln Ehrgeize, sie gut übersezt und mit erläuternden und verbessernden Anmerkungen begleitet zu haben? Während daß ein Fremder mit unserm Eigenthum Geld und Ehre gewinnt, tragen wir Quartanten voll Reichsgeschichte, die Niemand lesen mag, wem es nicht statt der Tortur zuerkannt ist, und akademische Lehrbücher zusammen, als wenn wir noch keine hätten? Wahrhaftig, die nämliche Gelassenheit, womit wir einen Theil des teutschen

Reichs nach dem andern abreißen ließen, beweisen wir auch in der Litteratur. Ein vortrefliches Thema, das für uns aufbehalten war, die Geschichte der Kreuzzüge, hat noch kürzlich ein Franzose (Mr. Mailly) weggeschnappt; ein wahrer Verlust für uns!

Gleichwohl möchte dies noch hingehn, weil viele Ursachen die Thätigkeit des teutschen Gelehrten hemmen: aber wozu denn das ewige Geschrey über teutschen Fleiß, teutsche Genauigkeit? Wozu der Lärm, wenn ein Franzose oder Engländer einen Namen verwechselt, eine Jahrzahl unrichtig angiebt oder eine Sache von einer andern Seite ansieht, als wir sie anzusehn pflegen? Wären die Memoires pour servir à l'histoire de la maison de Brandenbourg nicht darum unser, weil sie ein Teutscher schrieb, wie viel hätten wir, das Schmidtische Werk ausgenommen, **lesbare** historische Bücher?

Philosophie.

Wir haben Lehrbücher der Philosophie, aber keine Philosophie; viel Lehrer der Philosophie, aber wenig Philosophen: Jedermann

hört Philosophie, und keiner liebt sie: der Gelehrte verachtet sie, weil ihm sein Lehrer Wortkrämerey dafür verkaufte, und der Ungelehrte haßt sie, weil ihr der Theolog Schuld giebt, daß sie nichts glaubt, was er lehrt.

So leicht ist es doch, seinen guten Namen zu verlieren! Bey den Alten war die Philosophie eine angebetete Göttin, von welcher sich die Sterblichen Licht, Einsicht, Glückseligkeit, Mäßigung in der Freude, Trost im Unglück und Linderung im Schmerze versprachen: izt wird sie wie eine alte Quaksalberin verachtet, die mit Arcanis handelt und nur solche Abnehmer findet, die ihre elenden Geheimnisse noch nicht kennen: Andere sehen sie als eine Müßiggängerin an, die barbarische Wörter und unbrauchbare Hypothesen brütet. Woher kommt dieser außerordentliche Sturz? Liegt die Schuld an uns oder an der Philosophie? — Vermuthlich an beiden: die Philosophie ist nicht mehr, was sie seyn soll, und wir verachten etwas, das wir unter einem andern Namen hochschätzen. Die Theologen der vorigen Zeiten, als noch Vernunft

und Glaube zwey entgegengesezte Dinge waren, verschrien sie zu sehr: selbst die Lehrer der Philosophie brachten sie um alle Ehre, weil die Schüler aus ihrem Unterrichte viel Worte, aber keine Ideen, viel trocknes Geschwäz, aber keine Weisheit lernten. Ihren besten brauchbarsten Theil, die Moral, nahm der Religionslehrer an sich, gab Tugenden und Pflichten andere Namen, vermehrte sie mit einigen Schriftausdrücken, die er für neue moralische Begriffe ansah, verachtete die Unzulänglichkeit der Vernunftmoral und lehrte doch nichts als sie, aber unter anderm Namen und mit einigen Lehren bereichert, die aus den angenommenen dogmatischen Begriffen seines Kirchensystems und der mönchischen Denkungsart der vorigen Jahrhunderte herflossen. Der Philosoph muß diesen Theil wieder erobern, ihn läutern und sich wieder Einfluß auf der Menschen Denken, Thun und Lassen verschaffen; und dies geschieht zuverlässig, sobald wir einen populären philosophischen Unterricht und populäre philosophische Schriften bekommen.

Der Verfasser sagt, daß wir Philosophen haben, und Jedermann glaubt, daß wir viel darinne leisteten: was haben sie hervorgebracht? — Kompendien; kein einziges Buch in der spekulativen und praktischen Philosophie, das sich lesen läßt, vielleicht einige neue ausgenommen, die ich nicht beurtheilen mag. Leibnitz, unser größte Kopf, war zu sehr mit Gelehrsamkeit angesteckt und hinterließ eine unsterbliche Theodicee, die Niemand lesen kan, ein Meer voll Gelehrsamkeit, worauf das Räsonnement, wie ein kleines Kähnchen, schwimmt: gleichwohl besaß er mehr als alle Andere eine glückliche Mischung von Verstand, Scharfsinn, Witz, Imagination und einen schnellen Lauf der Ideen und des Ausdrucks — Eigenschaften, die dem philosophischen Schriftsteller unentbehrlich sind, wenn er für den ganzen gebildeten Theil des Publikums schreiben, und nicht blos Lehrbücher und Systeme brüten will, die Niemand liest außer ihm.

Wir thaten daher sehr wohl, daß wir in unsere unterhaltende Schriften Philosophie

ausstreuten, theils um den Geschmack der Leser allmälich dahinzulenken, theils um Philosophie und die Musen wieder zu Freunden zu machen. Gellert hatte einen Theil des populären Schriftstellers in diesem Fache, die gute natürliche edle Schreibart; aber er ist zu ascetisch, zu sehr Prediger, sieht alles, wie es freilich seine Absicht verlangte, im Lichte des Kathederunterrichts an: er ist philosophisch erbaulich, aber nicht philosophisch unterhaltend.

Nach genauer Berechnung haben wir also, als Schriftsteller, in dem Theile der Litteratur am meisten geleistet, worinne wir nach der Meinung des Verfassers am wenigsten gethan haben sollen — in der Dichtkunst: wir haben Dichter in Versen und in Prose, die sich lesen lassen wie Franzosen und Engländer, aber weder Geschichtschreiber noch Philosophen, bey denen man es gut aushalten kan, wie bey Voltäre, Hume, Reid, Bonnet, d'Alembert, Helvetius, Montesquieu. Auch ist dies der natürliche Gang der Sache: der Gedächtnißgelehrte muß Ma-

terialien zusammentragen, der räsonnirende neue erfinden und die erfundenen prüfen, scheiden, schätzen: der Dichter muß uns angenehm und mit Geschmack schreiben lehren und uns den Weg bahnen, durch die Lektüre unsere gesammelten und erfundnen Schätze unter der Nation auszubreiten: unsere Vorfahren haben Erz gegraben und zusammengeführt, wir schmelzen und prägen, und bey unsern Nachkommen wird die Münze im Umlaufe seyn.

Der Schulunterricht und der akademische können der Litteratur nicht helfen, wie der Verfasser glaubt: beider wirkt nur auf die allgemeine Aufklärung, und dieser kommt es zu gute, wenn auf Schulen und Universitäten gelehrte und wissenschaftliche Kenntniß und Uebung des Kopfs durch Denken und Schreiben mehr in Verbindung gebracht werden; allein auf welcher Universität kan man seine Muttersprache gut schreiben lernen? und wer will sie lernen? Eilt nicht Jedermann nach der Akademie und wieder von ihr, sobald er mit Müh und Noth seine Professions-

wissenschaft durchgelaufen ist, um zeitig die Hofnung zu einem Amte zu bekommen?

Der Litteratur kan nur die Natur helfen, wenn sie Köpfe mit großen schriftstellerischen Talenten für jedes Fach hervorbringt, wo wir noch nichts vorzügliches aufzuweisen haben; und diese Köpfe brauchen günstige Umstände zu ihrer Entwickelung, Bildung und zur Erwerbung der Kenntnisse, die man nicht aus Büchern lernt; sie brauchen ein Theater, wo ihre Ehrbegierde blos auf die allgemeine Nüzlichkeit und auf Gegenstände gelenkt wird, die allgemein interessiren; ein Theater, wo die Absonderung von den Menschen ihre Begierde zu gefallen und ihr Gefühl für das Schöne und Angenehme nicht erdrückt; sie brauchen Aufmunterung und Unterstützung auf ihrer Laufbahn, damit sie ihr Talent nicht zu Arbeiten anwenden müssen, wobey weder die Ehre noch die Aufklärung der Nation *) etwas gewinnt.

*) Es ist eine üble Angewohnheit von mir, daß ich immer alle Menschen, die teutsch reden, wie Eine Nation betrachte, und daher, wenn Jemand in dem äußersten Reichskreise etwas Gutes in teutscher Sprache schreibt, so lebhaften Antheil an der Ehre nehme, die er den Teutschen damit macht, als wenn es in dem Lande geschähe, wo ich lebe. Daher muß man es erklären, wenn ich die Unbesonnenheit begehe und Andern die nämliche Ausdehnung des Patriotismus zumuthe.

III.

Geschmack.

Wenn der Geschmack überhaupt in dem Urtheile besteht, wodurch ein Zeitalter, eine Nation, ein Mensch etwas für **schön** erkennt und daher Wohlgefallen daran findet, so scheint er das veränderlichste Ding auf der Erde zu seyn: Völker, Zeitalter und Menschen stimmen nicht nur in den Begriffen der Schönheit nicht überein, sondern sie richten sich auch in allen einzelen Fällen, wo ihnen etwas wegen seiner Schönheit gefällt, nicht nach Einer Regel: ihr Urtheil hängt von Leidenschaft, Parteygeist, persönlichen Nebenumständen, Kabale, Autorität, Temperament, Einsicht, Kenntniß und Laune ab; und den Beifall des ersten Augenblicks bey Werken des Geschmacks geben die meisten Menschen nicht aus lebendigem Gefühl, aus wahrer Ueberzeugung und Einsicht, sondern

wegen eines Nebenumstandes, der ihrer Eigenliebe, ihrer Neubegierde, ihrer Zuneigung oder ihrem Hasse schmeichelt. Manchem gefällt ein Autor wegen seines Standes, seines Ranges, seiner Geburt; manchem Gelehrten ein Buch, weil er seine Ideen oder Ausdrücke darinne findet; mancher Dame ein Schauspiel oder ein Roman, weil ein sehr guter weiblicher Charakter darinne geschildert wird, oder weil er Dinge enthält, die auf ihren Herzenszustand oder auf ihre Laune passen; und am öftersten empfängt etwas das Prädikat des Schönen, weil dieser oder jener Mann von Kredit sagte, daß es schön wäre.

Untersucht man aber die Werke, die von Griechen, Römern, Engländern, Franzosen, Italiänern, Teutschen am allgemeinsten für schön erkannt wurden, so findet sich gleichwohl etwas **Uebereinstimmendes** darinne, das ihnen bey allen **Verschiedenheiten**, die den vorübergehenden Beifall des Zeitalters reizten, einen unveränderlichen Werth giebt — einen Werth, den Jedermann anerkennt, wenn er alle jene Verschiedenheiten in Ge-

danken absondern, wenn er sich vom besondern Geschmacke seines Zeitalters und seinem eigenen losmachen kan. Es giebt also offenbar im Geschmacke etwas **Veränderliches** und etwas **Unveränderliches**: welches ist jenes? welches ist das?

Die erste Verschiedenheit, die sich sogleich anbietet, betrifft die dargestellten **Gegenstände**. Homers Helden sind einem Teutschen, einem Franzosen unausstehlich, der nichts als die Denkungsart, die Sitten und Handlungsarten des itzigen Zeitalters kennt: daß sie sich ihr Essen selbst kochen, so rachgierig gegen ihre Feinde sind, blos dem Antriebe der Natur folgen und ohne Rücksicht auf Wohlanständigkeit weinen, zanken, schimpfen und alles bey seinem eigenen Namen nennen, das misfällt ihm; eben so unangenehm sind ihm die immerwährenden Schlachten, das unaufhörliche Streiten und Morden; die Situation eines Prinzen, der eine Sklavin verlieren muß und nicht aus Liebe zu ihr, sondern aus beleidigtem Stolz oder vielmehr aus kindischem Eigensinne darüber

trozt, rührt ihn wenig oder gar nicht; Götter, die verwundet werden, trinken und schmausen, sich zanken, prügeln und mit ungeheuren Riesenschritten vom Himmel herniederwandeln, sind ihm lächerlich: er findet nichts, was er gewohnt ist. Aus dem nämlichen Grunde gefallen den Teutschen die französischen Lustspiele sehr wenig: die Leute aus der sogenannten guten Gesellschaft, die darinne sprechen und handeln, ihr Ton, ihre Sitten, ihr Witz sind dem größten Theile unsers Publikums zu fremd: die Güte der Charakter besteht in esprit und in guten procédés; der Teutsche kennt nur gesunden Menschenverstand und moralisch gute Handlüngen: die komischen Vorfälle und Personen sind dort meistens aus der Gattung des Drollichen, (plaisant) das oft nicht einmal im Ausdruck, sondern in Ton, Mine und Gestikulation liegt; das Lächerliche besteht in Sünden wider den angenommenen Wohlstand, in Abweichungen vom Ton der guten Gesellschaft, die aber nicht ins Plumpe und Tölpische fallen dürfen: je verschiedener von al-

len diesen die Menschen, Reden und Begebenheiten sind, die ein Teutscher in seiner Stadt oder seinem Städtchen täglich sieht und hört, je weniger werden ihm französische Lustspiele aus der Epoke nach Molieres Zeiten gefallen.

Die Engländer können Charakter aus allen Ständen auf die Bühne bringen, weil nach ihrer Verfassung jeder Stand einen politischen Werth hat: in Frankreich, wo alles den Großen aufgeopfert wird, darf keine Person auf das Theater kommen, die nicht zur sogenannten guten Gesellschaft gehört: bürgerliche Charakter sind ganz verbannt, wie Voltäre in der Vorrede zu einem Stücke klagt, das er aus dem Wicherley nachgeahmt hat: das beste Stück, wo Advokaten oder Kaufleute die edelsten Handlungen thäten und die schönsten Sachen sagten, misfiele dort gewiß, weil die Verfassung die Großen zu sehr begünstigt. Bey uns, wo die Stände sich mehr die Wage halten, wenigstens keiner dem andern so sklavisch nachahmt, haben sich die Schriftsteller in keine

solche Sklaverey bringen lassen, wie die französischen; und unsere dichterischen Werke gewinnen zuverlässig dabey, wenn wir uns bey dem Rechte behaupten und keinen Stand vom höchsten bis zum niedrigsten für unwürdig halten, in unsern erzählenden und dramatischen Schriften zu erscheinen: gleichwohl bemerkt man leicht, daß der Adel lieber Grafen, Barone und gnädige Frauen, und die Bürgerlichen lieber Personen aus ihrem Mittel in Schriften und auf der Bühne sehn, und daß daher in Kaufmannsstädten andere Stücke gefallen als in Residenzen, andere an solchen Orten, wo der Adel keinen Theil des teutschen Publikums ausmacht, und wo er den Ton angiebt.

Der empfindsamen Dame gefällt kein komisches, dem Frölichen kein trauriges Buch, dem Alten keine Liebesscenen, mit denen der Junge so gern sympathisirt: der Eine betrachtet alles von der moralischen, der Andere alles von der ergötzenden Seite: jener billigt kein Buch, das ihm nicht Laster und Tugend darstellt oder auf eine gute Sittenlehre ab-

zielt, dieser alles, worüber er lachen oder weinen kan, es sey moralisch gut oder böse: manchem Mädchen gefiel Werther, weil sie eben verliebt war, und Andern misfiel er, weil der Held nicht allemal handelt wie andere Menschen.

Die zweite Verschiedenheit bemerkt man in der **Form**. Der Franzose kennt nur Gedichte in Versen, ein Trauerspiel, *) selbst ein Lustspiel in Versen gefällt ihm besser als eins in Prose: in Teutschland kan man keins in Versen spielen, und Niemand will es sehn, nicht einmal gern lesen. Ein Heldengedicht in gereimten Alexandrinern wär uns lächerlich; selbst in ungereimten Jamben gefiel es vielleicht nicht: der Franzose fände die Henriade gewiß unerträglich, wenn sie in Stanzen, wie das befreyte Jerusalem, geschrieben

*) Doch hat es Herr d'Ussieux neulich mit ziemlichem Beifalle gewagt, l'heroisme françois, drame heroique en 4 actes & *en prose* auf die Bühne zu bringen: vermuthlich erhielt die Prose wegen des Inhalts Gnade.

S

wäre, und der Engländer kan sich kein episches Gedicht in seiner Sprache anders als in blank-verses denken. Was sagte ein Franzose dazu, wenn er in seiner Sprache ein Schauspiel lesen sollte, das nicht in Scenen abgetheilt wäre? Man stritt lange Zeit wider alle dramatische Werke, die nicht aus drey oder fünf Akten, oder aus einem bestanden.

Die **Manier** ist das dritte Veränderliche und die reichste Quelle an Verschiedenheiten des Geschmacks, weil sie mehr von der nationalen und individuellen Art zu denken und zu empfinden, als von Mode und Gewohnheit abhängt.

Die homerischen Wiederholungen des nämlichen Beiwortes, wenn er eine Person nennt, oder derselben Gedanken und Worte, wenn Jupiter einem Traume sagt, was er dem Agamemnon eingeben soll, und wenn dieser es ausrichtet, überhaupt die Wiederholung der nämlichen Verse, so oft ihr Gegenstand wiederkommt, gefällt uns itzo nicht, weil wir diese Simplicität im Denken nicht mehr haben.

Yoricks Manier im Tristram Shandy misfällt den meisten Lesern, weil sie den Gedankensprüngen des Mannes nicht folgen können, die freilich zuweilen so seltsam und mit unter affektirt sind, daß man ihm nicht nachspringen mag.

Die Teutschen nennen den französischen Dialog meistens kahl, und der Franzose findet im teutschen und englischen longueurs. Er denkt und empfindet schnell, aber flüchtig: Gedanken und Empfindungen fahren ihm gleichsam nur über die Seele hin, wie ein Schauder über die Haut: er kan bey nichts verweilen, sondern eilt immer dem Schriftsteller zuvor: es müssen ihm also blos die Hauptideen in der natürlichsten Ordnung schnell hinter einander vorgelegt werden: so bald der Schriftsteller Einen Nebenzug einmischt, so zerstreut sich die Aufmerksamkeit des französischen Lesers, oder er klagt über longueurs. Der Teutsche denkt und empfindet schwer, langsam, nicht sehr lebhaft, aber er thut alles mit der ganzen Seele, kan von einer Sache nicht sogleich wieder weg-

kommen, denkt wohl erst darüber nach, eh' er einen neuen Eindruck annimmt, greift dem Autor nicht leicht vor, hat Geduld und Aufmerksamkeit: hier kan und muß der Schriftsteller Nebenzüge einmischen, worüber der Leser ohne Schaden nur mit halber Seele von einer Hauptidee zur andern hinweggleiten kan. Der äußerst flüchtige Ideengang in den französischen Scenen läßt es bey ihm zu keinem tiefen Eindrucke kommen, und der Franzose ist keines tiefen fähig: daher gefällt diesem die flüchtige skizirte vorübereilende Manier, jenem das Ausgemalte, das Eindringende, das Umständliche: daher werden uns französische Schauspiele so leicht langweilig, weil uns flache Ideen und Eindrücke kein Vergnügen verschaffen.

Die Manier des Tasso misfällt mir, wenn ich es offenherzig sagen soll: die zwey lezten Zeilen sind in den meisten Stanzen Wiederholungen des vorhergehenden Gedankens: sie hemmen mir den Fluß der Erzählung. Das nämliche widerfährt mir auch bey teutschen Erzählungen, die in Stanzen

geschrieben sind: diese öftern und einförmig wiederkehrenden Ruhepunkte in den Ideen sind für mich ermüdend.

Die englische Kühnheit im Ausdrucke misfällt den Franzosen, und die französische Zaghaftigkeit dem Engländer: die Schreibart der italienischen Dichter ist für uns Zukkerwasser: den Dialog der griechischen Tragiker nannte neulich ein englischer Journalist a snip-snap dialogue: er wird auch den meisten unter uns diesen Namen zu verdienen scheinen, und den Ausdruck in ihren Chören nennt gewiß Jedermann Schwulst.

Einen vierten Unterschied macht die Verschiedenheit der **Gattungen**. Die Franzosen können noch izt die rührende Komödie nicht recht vertragen, und uns ist sie nicht zuwider: der griechische Hymnus nebst der Ode würde unter uns sehr wenig Glück machen.

Dieses sind die vier veränderlichen Gegenstände des Geschmacks, über die Zeitalter, Verfassung, nationaler und persönlicher Charakter, Stand, Temperament, Mode,

Gewohnheit, Religion und Moral Gewalt haben: das einzige Unveränderliche, das unter so vielen Verschiedenheiten sich bey allen Schriftstellern gleich bleibt, ist **die dichterische Darstellung durch Ideen und Ausdruck**, und **die zweckmäßige Anordnung des Ganzen** — zwey Stücke, worinne der Geschmack aller Menschen übereinkommt, die sich über jene Verschiedenheiten hinwegsetzen können.

Wenn Homer einen Helden, der auf beiden Seiten die Feinde niederhaut, mit einem Esel vergleicht, der durch ein Kornfeld geht und auf beiden Seiten Aehren ausrauft, so misfällt uns das Gleichniß wegen unser Begriffe von Anständigkeit und Schicklichkeit; aber man unterdrücke diese Begriffe und lese: man findet das Gleichniß gewiß schön, weil der Dichter den Gegenstand durch lauter Handlung und so dargestellt hat, daß das Gemälde in jedem Leser ein lebhaftes Bild und also Vergnügen erwecken muß.

Mars und Venus sind für uns Alle sehr gleichgültige Personen: wird gleichwohl nicht

folgende Stelle des Lukrez wegen der vortreflichen poetischen Darstellung allen Menschen gefallen, die sie verstehn? (1 B. 34 V.) Er redet die Venus an:

— Tu sola potes tranquilla pace iuuare
Mortales, quoniam belli fera moenera Mauors
Armipotens regit, *in gremium qui saepe tuum se*
Reiicit, aeterno deuinctus volnere amoris;
Atque ita suspiciens tereti ceruice reposta
Pascit amore auidas, inhians in te, Dea, visus;
Eque tuo pendet resupini spiritus ore.

Alles bey Seite gesezt, was in den Gegenständen und der Manier unserm Geschmacke zuwider ist, lese man im ersten Buche der Iliade den Zank des Agamemnon und Achilles: alles, was sie sagen und thun, ist von der Situation eingegeben, alles Malerey oder Ausdruck durch Handlung: die ganze Scene scheint in unserm Gehirne vorzugehn, wenn wir sie lesen.

Solche Schönheiten der Darstellung sind unvergänglich, und Zeit und Sprache ver-

mag nichts über sie: sie sind der Maaßstab, wonach der Werth der Dichter bestimmt werden muß. Man hat gezweifelt, ob Lukan größer ist oder Virgil: unstreitig der lezte: jener hat mehr esprit, mehr sinnreiche Gedanken, aber dieser einen höhern Grad der dichterischen Darstellung: man liest ganze Bücher im ersten und findet nicht so viel Gemälde voll Handlung und Ausdruck als im Virgil auf zwey Seiten: die Personen sagen schöne Sachen, aber sie fließen nicht unmittelbar aus der Situation.

Ueber das zweite unveränderliche Stück, die zweckmäßige Anordnung des Ganzen und seiner Theile, brauch' ich mich um so weniger auszubreiten, da Jedermann von selbst zugiebt, daß eine Sache, die sich auf die Grundgesetze der Seele gründet, zu allen Zeiten und an allen Orten in gleichem Werthe bleiben muß, weil die menschlichen Seelen überall nach einerley Grundgesetzen denken und empfinden.

Wer in der Bestimmung des Schönen von einem jener vier veränderlichen Punkte

oder von allen zusammen geleitet wird und also nur gewisse Gegenstände, Manieren, Formen, Gattungen schön findet, hat einen **eingeschränkten** oder **einseitigen** Geschmack: wer hingegen blos auf das Unveränderliche, auf die Schönheiten der Darstellung und Anordnung sieht und sie in jeder Gattung fühlt, die Gegenstände, die Manier und die übrigen Umstände mögen seyn wie sie wollen, hat einen **allgemeinen**: wer bey dem Urtheile über die veränderlichen Schönheiten nur das billigt, was mit dem Beispiele der größten Köpfe, die in seiner Nation oder bey andern gebildeten Völkern schrieben, entweder ganz übereinkommt oder ihm analog ist, *) hat einen **richtigen** oder **guten** Geschmack: wer das Unveränderliche

*) Die Analogie mit Einem großen Kopfe, er sey es oder werde dafür gehalten, ist nicht hinreichend, sondern gebiert eine Art des einseitigen Geschmacks: es ist mit dieser Analogie des Geschmacks, wie mit der Analogie der Sprache; man fühlt und beobachtet sie leichter als man sie beschreibt.

schwach und nur bey gewissen Gegenständen oder Manieren, oder gar nur bey gewissen Formen und Gattungen fühlt, hat einen **mittelmäßigen, höchstmittelmäßigen**, und ist sein Gefühl sehr schwach und sehr eingeschränkt, einen **elenden** Geschmack. Manche Personen, denen man einen Grad von Verstand, ein gutes Gedächtniß, auch ziemliche Beurtheilung in andern Dingen nicht absprechen kan, fühlen das unveränderliche Schöne gar nicht und finden zuweilen an manchen Schriften nur wegen der Gegenstände Gefallen, die darinne geschildert werden; dies sind Leute **ohne Geschmack**: bey Andern wird das Gefallen am unveränderlichen Schönen durch Anständigkeit und Moral eingeschränkt, und es entsteht daher ein **feiner** Geschmack, wenn er übrigens richtig und allgemein ist; fehlen ihm diese beiden Eigenschaften, so wird es durch jene Einschränkung ein **ekler**, ein **falscher**, oft sogar ein **einfältiger** Geschmack: wer endlich Richtigkeit und Feinheit vereinigt und dabey ein lebhaftes und schnelles Gefühl für das

unveränderliche Schöne hat, ist ein **Mann von Geschmack**; kommt zu diesem Gefühle, zur Richtigkeit und Feinheit noch Allgemeinheit hinzu, so wird es ein **Kenner**.

Es ist gefährlich, nach allen diesen Rubriken den Geschmack unser Schriftsteller, Kunstrichter und unsers Publikums zu untersuchen: Jemandem den Verstand oder Geschmack absprechen, ist ein Verbrechen, das man am schärfsten ahndet, wenn man eins von beiden nicht hat: der Mann, der seines Vorzugs darinne gewiß ist, erträgt es gelassen; und ich könte daher die Probe machen und dem Publikum den Geschmack abläugnen, um zu sehen, ob es zürnte oder empfindlich würde. Allein so eine gefährliche Probe brauchen wir nicht: das sicherste ist, daß man über den Geschmack unsers Publikums im Allgemeinen nicht urtheilt; denn die verschiedenen Theile desselben sind in so viele Oerter zerstreut und folglich an Aufklärung, Bildung und fast allen Dingen, die auf den Geschmack Einfluß haben, so ungleich, daß etwas außerordentlich schön oder außerordent-

lich schlecht seyn muß, wenn es allgemein, das heißt, an allen Orten etlichen Lesern gefallen soll. Es mag daher bey einigen Bemerkungen sein Bewenden haben.

Man will gefunden haben, daß das lesende Publikum besser urtheilt, als das theatralische: wenn es wahr wäre, so ließen sich nur zwey Fälle denken: entweder diese beiden Arten des Publikums müßten aus verschiedenen Mitgliedern bestehen, oder die Organe des Schriftstellers, die Schauspieler, müßten in Stücken, die dem schlechten und mittelmäßigen Geschmacke gefallen, glücklicher seyn als in solchen, die der gute fodert. So viel ist gewiß, daß fast an allen Orten ein großer Hang zu solchen Dingen herrscht, die das Auge und Ohr füllen: glänzende ausländische Trachten, neue Dekorationen, Leichenbegängnisse, Soldatenaufzüge, Geistererscheinungen, lärmende oder hüpfende Musik, tragische Tiraden, fürchterliche Verwünschungen, tönende Phrasen, Possen brachten immer den Direktoren das meiste Geld ein: Geräusch, Getöse, Schreyen, Heulen thut

allemal Wirkung auf das Herz. Die Seelen der Zuschauer wollen nicht gerührt, sondern erschüttert, verwundet, zerfleischt seyn; sie wollen sich nicht mit Witz, Pläsanterie, drollichen Situationen, feinen Charakterzügen ergötzen, sondern das Komische soll ihr Zwerchfell kitzeln, wie ein hysterischer Krampf: alles Feine, Sinnreiche, Edle, Elegante fährt vor Augen, Ohren, Geist, Herz und Zwerchfell vorbey, ohne einen Eindruck zu hinterlassen.

Man erlaube mir, ein wenig der Advokat unsers Publikums zu seyn. Alle diese Beschuldigungen — angenommen, daß sie gegründet sind — beweisen weiter nichts, als daß wir in allen Dingen das Starke, das Auffallende lieben; und kan nicht diese Liebe eine Folge unser Organisation, unsers Temperaments, unser ganzen Seelenbeschaffenheit, und also Bedürfniß und Befehl der Natur seyn? Kan es nicht an den Schauspielern liegen, denen es vielleicht mehr gelingt, das erschütternde Pathos und das possenhafte Komische den Sinnen und dem Herze

fühlbar zu machen? Wenn nun die Natur ihrer Lunge mehr Talent gegeben hätte, als ihrem Geiste? Wenn nun ihr Gesicht zu tragischen und komischen Verzerrungen geschickter wäre, als zu dem wahren gemäßigten Ausdrucke der Leidenschaft und den angenehmen Minen der feinen Pläsanterie? Wenn nun ihr Körper von Natur oder aus Mangel an Ausbildung sich dem Plumpen sehr näherte? Wenn sie aus Mangel an Erziehung und Lebensart steif, hölzern und ungelenk wären? Wenn sie nun vom Ton, den Manieren und dem Betragen der feinen Welt nichts wüßten, und den Unterschied zwischen angenehmer Lebhaftigkeit und brutalem Ungestüm nie bemerkt hätten? Wie will ein Künstler Grazie, Eleganz und edle Anmuth ausdrükken, wenn ihm weder die Natur ein Ideal davon in die Seele legte, noch das Schicksal Muster zur Nachahmung um ihn her aufstellte? Konte wohl Apelles aus einem Stück Marmor eine so schöne Venus machen, wenn er nicht ein anschauliches Bild der Schönheit in der Einbildung hatte und täglich schöne

griechische Mädchen sah? Vandyks Mädchen sind schön von Seiten der Kunst und so weit das natürliche Ideal seiner Seele zureichte; aber sind sie, als menschliche Figuren betrachtet, nicht plump, ohne Reiz und Grazie, weil er keine griechische, sondern niederländische Menschen täglich um sich sah? Wie es sich mit dem Ausdrucke des Schönen auf der Leinwand und im Marmor verhält, so verhält es sich auch mit ihm in Minen, Ton, Geberden, Bewegung, Stellung. Wir wollen annehmen, daß jene Mängel wirklich unter uns existiren, und daß unsere Künstler sie an und um sich fühlen, ist es alsdann nicht Bescheidenheit von ihnen, daß sie lieber durch etwas gefallen wollen, das ihnen gewiß gelingt und gewiß Wirkung thut? Wer kan es dem Publikum übel nehmen, daß es lieber etwas sieht, das den Schauspielern ganz gewiß gelingt, als Stücke, die ohne Anstand, Eleganz und edle Anmuth, ohne interessantes lebhaftes feines Spiel, ohne tiefes Studium und Kenntniß des verfeinerten gesellschaftlichen Lebens matt und frostig

werden und keiner menschlichen Seele Vergnügen machen können? Die griechische Grazie und die attische Urbanität lernt sich und gefällt nur da, wo sie zu Hause sind: im Vaterlande der Ingävonen, der Hermionen und Istävonen offenbart die Natur beides nur wenigen Lieblingen als ein Geheimniß.

Noch mehr! wer sagt uns denn, daß wir schon die höchste Staffel des Geschmacks erreicht haben? Mußte Moliere nicht einen Medecin malgré lui schreiben, damit ihm das Publikum vergab, daß er ihm mit dem Misanthrop Langeweile machte? Der Geschmack unsers theatralischen Publikums kan ja vielleicht itzo auf derselben Stufe stehn, wie damals der Pariser; und wie sich dieser seit Molieres Zeiten so sehr gebildet haben soll, daß sich die Franzosen den ausschließenden Besitz des Geschmacks anmaßen, so können wir ja vielleicht mit der Zeit zu der nämlichen stolzen Höhe gelangen und die Tonangeber in Europa werden. In zwanzig oder dreißig Jahren erreicht kein Volk den höchsten Grad der Politur.

„Nein; aber unser Geschmack steigt „schon wieder abwärts: wir sind zwey „Sprossen auf der Leiter hinaufgeklet-„tert und in die Barbarey zurückge-„stürzt.“

Das ist Verläumdung: wer steigt, steht zuweilen nur still, um neue Kräfte zu sammeln, oder thut einen Schritt zurück, um besser anzusetzen. Klagen die französischen Journalisten nicht auch, daß ihr Publikum mit seinem verfeinerten Geschmacke nur des farces ignobles und les spectacles des Boulevards liebt? Geht nicht auch dort der große Haufen lieber in die Comedie Italienne, als in die Comedie françoise? Eilte nicht noch neulich die ganze gute, beste und außerordentlich gute Gesellschaft, ihres guten Tons ungeachtet, um les battus payent l'amende zu sehn, wie man uns berichtet? *)

*) Le nombre des bons juges est infiniment petit, c'est ce que chaque jour ne prouve que trop malheureusement. *Mercure de France*, 2 *Decembr*. 1780.

„Nicht um das Stück, sondern um ei„nen äußerst drollichen Schauspieler zu „sehn. Man bemerkt und ehrt dort „das große Talent auch im Winkel, und „sieht es, wenn man gleich seinem Ge„schmacke die Qual anthun und ein „schlechtes Stück anhören muß.“

Mußten nicht in London Garrik und Foote, ihrem Geschmacke zuwider, meistens Possenspiele geben, um reich zu werden? Ist nicht Italien der Sitz der Possenreißerey, das Vaterland der Opera buffa, eines Schauspiels, das Samojeden und Tschuwaschen und Koräken nicht so geschmacklos erfinden können? Warum verlangen wir denn von dem großen Haufen in Teutschland eine Feinheit des Geschmacks, die er in Italien, England und selbst in Frankreich nicht hat? Jedes Publikum besteht aus vier Klassen, aus dem großen Haufen, aus Halbkennern, aus Kennern und Liebhabern von eklem und eingeschränktem, und aus Liebhabern und Kennern von gesundem Geschmacke. Wenn in einer Stadt dreißigtausend Menschen woh-

nen, so besuchen vielleicht, eine Vorstellung in die andere gerechnet, tausend *) das Schauspiel, worunter mancher des Jahrs nur etlichemal bey festlichen Gelegenheiten, glücklichen Vorfällen oder besondern Launen hineinkommt. Unter diesen tausenden kan man gewiß achthundert auf den großen Haufen rechnen; hundert Halbkenner sind nicht zu viel; sechzig Liebhaber mit eklem eingeschränkten Geschmacke auch nicht; das kleine Häuflein der Leute von richtigem gesunden ausgebreiteten Geschmacke beträgt also vierzig unter tausenden, das heißt, vier Mann par hundert: dieser Anschlag ist so äußerst billig, daß ihn vielleicht manche, die unsere Schauspielhäuser besser kennen, kaum auf die Hälfte herabsetzen. Es wird ein gutes Stück aufgeführt, auch leidlich gespielt, wenn man nachsichtig urtheilt; die Vierzig mit dem guten Geschmacke sollen alle darinne seyn, wiewohl dies ein äußerst seltener Fall

*) Die ganze folgende Berechnung muß wenigstens auf die Hälfte herabgesetzt werden, sagt man mir.

ist: unter den sechzigen mit dem eklen Geschmacke sind doch wenigstens zwanzig da, um ihre Unzufriedenheit und ihre Kritiken an den Mann zu bringen: hat den hundert Halbkennern, von denen selten der dritte Theil ausbleibt, kein Mann von Kredit das Stück als schön gepriesen, so treten sie zuversichtlich auf die Seite der Unzufriednen: wer nicht aus Einsicht loben kan, tadelt lieber, weil er es alsdann am ersten trifft; denn in dieser Welt giebt es immer weniger zu loben als zu tadeln. Der Verfasser mag sogar so glücklich seyn und die Gegenstände und die Manier gewählt haben, die den Halbkennern gefällt: hier hat also der gute Mann von vierzig Personen unter dreißigtausend Einwohnern Beifall aus Gefühl, von ungefähr achtzigen Beifall ohne Gefühl aus Nachsprecherey: es war fast Jedermann da, der auf Geschmack einigen Anspruch macht, und doch beschwert sich der Direktor über eine schlechte Einnahme. Er giebt etwas für Augen und Ohren, neue Dekoration, neue Kleider oder neue Musik, und der große Haufen stellt sich

wenigstens zur Hälfte ein: Kenner gehn aus Neubegierde hin, und die übrigen beiden Klassen, um zu kritisiren: das Haus ist voll. Kan man aber daraus folgern, daß an diesem Orte ein schlechter oder gar kein Geschmack herrscht? Nein; denn wer unter dreißigtausend Menschen mehr als vierzig Personen von Geschmacke verlangt, fodert gewiß mehr, als in irgend einem Lande existirt. Wir wollen nach dem vorigen Maaßstabe Paris schätzen: dieser Stadt giebt man sechsmalhunderttausend Einwohner: darunter müssen also zwanzigtausend seyn, die das Schauspiel besuchen, und achthundert Personen von Geschmack, die sich nicht blos so nennen, sondern es wirklich sind: sollte sich wohl das geschmackvolle Paris einer größern Anzahl rühmen können? und wenn sie auch doppelt so groß wäre als bey uns? In einer Stadt, die über hundert Jahre schon ein gutes stehendes Schauspiel und so großen Hang zum theatralischen Vergnügen hat, könte ohne Wunderwerk zehnfach mehr Geschmack seyn als bey uns.

Der Fehler liegt also in unser Verfassung, die in keiner Stadt ein so zahlreiches Publikum versammelt hat, daß es menschlicher Weise so viele Personen von Geschmack enthalten kan, als nöthig sind, um dem Unternehmer bey einem Stücke, das nur für Leute von Geschmack ist, gute Einnahme zu verschaffen: er findet seinen Vortheil darinne, dem schlechten Geschmacke des großen Haufens zu gefallen und oft solche Sachen zu geben, die ihn anlocken; alles, was Augen und Ohren füllt, wird daher so lange die Oberherrschaft auf unserm Theater behalten, als die Bevölkerung unser Städte nicht um ein beträchtliches anwächst: selbst Berlin mit seinen hundertundfünftausend, (die Besatzung abgerechnet) und Wien mit seinen zweymalhunderttausend Menschen ist nicht genug, um uns jemals mit dem Pariser Publikum in Eine Linie zu setzen.

Meine Berechnung macht es, däucht mir, augenscheinlich, daß man den teutschen Geschmack nicht nach unsern Schauspielhäusern beurtheilen muß, weil dort wegen unser

Verfassung **der große Haufen** zu sehr den Meister spielt, worunter ich aus allen Ständen, vom höchsten bis zum niedrigsten, solche Personen verstehe, die weder von Natur noch durch Bildung einiges Gefühl des Schönen bekamen und sich also blos an das Vergnügen halten, das ihnen die Gegenstände gewähren: sind Charakter, Situationen, Vorfälle, Handlungen, Ausdruck, der Fassungskraft ihrer Imagination und ihres Gefühls angemessen und aus der kleinen Sphäre ihrer Kenntniß; geht viel auf dem Schauplatze vor, was Augen und Ohren beschäftigt; ist das Spiel des Schauspielers stark, auffallend, bis zu einem gewissen Grade übertrieben, so finden sie ihre Rechnung im Schauspiele, sie mögen zur tragischen oder komischen Partie gehören: von Manier, Darstellung, Schönheit der Komposition, vom Natürlichen, Edlen, Eleganten des Spiels wissen sie nichts.

Die **Halbkenner** gehn einen Schritt weiter: sie sehen bey ihrem Urtheile zwar hauptsächlich auf die Gegenstände, aber auch auf die Manier, und die Regel, wonach sie über

diese zwey Artikel den Ausspruch thun, ist gemeiniglich ein falscher, ein falsch verstandener oder falsch angewendeter Grundsatz, den sie aus einem theoretischen Buche, einer Recension oder dem Munde eines angesehenen Mannes auffingen: sie sind immer das Gegentheil der übrigen Zuschauer, und weil diese gewöhnlich Liebhaber des Lachens sind, so bilden sich jene kritischen Amphibien ein, daß nur das schön ist, worüber man nicht lachen kan: sie schmälen auf das Publikum, wenn es lacht, daß es nicht sauer aussieht, und wenn es weint, daß es nicht gelassen bleibt, wie ein Philosoph. Dessen ungeachtet sind sie dem großen Haufen, so sehr sie sich von ihm unterscheiden wollen, näher verwandt, als sie glauben: dieser will komisch, und sie tragisch erschüttert seyn; jener urtheilt nach dem sinnlichen Eindrucke, und sie nach einseitigen Grundsätzen und Beispielen. Als der Göthianismus noch Mode war, hielt die ganze Schaar der Halbkenner die Göthische Manier für schön und verwarf alles, was nicht ihren Stempel trug: vorher entschieden sie nach falsch verstandenen Kriti-

ken aus der Dramaturgie; und vor kurzem wurde Shakespear der Probierstein des Schönen. Viele unter ihnen können kein Trauerspiel in Versen, viele die heroische Gattung gar nicht vertragen, weil ein Mann von Kredit behauptet hat, daß die Prose dem Trauerspieldichter mehr Vortheile darbietet: das beste französische Stück würde ihnen misfallen, nicht wegen seines Mangels an innerem Werth, sondern blos weil sie Gattung, Form und Manier nicht gewohnt sind und sich über diese Ungewohnheit nicht erheben können: sie erkennen, wie blödsichtige Personen, das Schöne nur am Kleide, worinne sie es am östersten sahen.

Die **Leute von eklem Geschmacke**, deren es mehr unter uns giebt als man glaubt, verdienen oft mehr Mitleid als Tadel: die Natur hat ihre Seelen so sonderbar gestimmt, daß sie das größte Vergnügen darinne finden, desto weniger Vergnügen zu fühlen, je mehr es sich ihnen darbietet. Sie sind allemal am Kopf, oder am Herze, oder am Körper krank — am Kopfe, wenn sie alles durch das Glas

der Bigotterie, einer eingeschränkten Moral, einer ängstlichen Anständigkeit ansehn, oder wenn ihr ganzer Geist ein etwas kurzes Gesicht hat — am Herze, wenn ihm die Natur mehr abstoßende als anziehende Kraft mittheilte und Unzufriedenheit, Misvergnügen und Feindseligkeit zu seinem herrschenden Tone machte — am Körper, wenn sie der leidige Hypochonder, Milzsucht, üble Laune quält; und oft verdammen sie im Stockschnupfen einen Verfasser, den sie wenigstens dulden, sobald der Schnupfen fließt. Unfähig zu genießen, schleichen die Armseligen herum und ärgern sich über das Vergnügen der Andern, die ihr Schicksal zu einer leichtern Befriedigung bestimmte.

Personen von **feinem** und **richtigen**, aber **einseitigen** Geschmacke, die weder halbe noch ganze Kenner seyn wollen, machen vielleicht die größte Zahl aus: viele, die sich durch die französische Litteratur bildeten, können nichts genießen, was nicht ganz in der französischen Manier geschrieben ist: man thäte ihnen zu viel, wenn man sie einer Affektation

beschuldigte: die meisten Menschen sind so gemacht, daß ihnen nur die Art des Schönen schmeckt, woran sich ihr Gefühl entwickelte. Gewohnheit ist der Tirann des Menschen und nimmt ihn sogar für oder wider eine Sprache ein: dem Einen wird das mittelmäßigste erträglich, oder das beste ungenießbar, weil es französisch, dem Andern, weil es englisch, dem Dritten, weil es teutsch ist. Der gallicisirende Theil dieser Klasse gehört mehr unter unser lesendes als theatralisches Publikum; und man kan es ihnen freilich nicht verdenken, wenn sie gute französische Stücke nicht gern schlecht übersezt und schlecht gespielt sehen.

Glücklicher, als Alle, ist der **Kenner von Geschmack**: die Menschen, die er reden und handeln sieht, mögen aus Griechenland, China oder Teutschland, die Begebenheiten aus der vergangenen oder gegenwärtigen Welt, die Charakter griechisch, römisch, französisch oder teutsch seyn; sein biegsamer Geist kan sich in alle Situationen, Zeiten und Menschenalter hineindenken, an alle Manieren gewöhnen, wenn sie ihm auch anfangs auffallend wären;

er schmeckt das Vortrefliche und Gute vom epischen Gedichte bis zur Fabel, in Versen und in Prose: sein Vergnügen und Wohlgefallen wird zwar durch alle diese Umstände vermindert oder vermehrt; denn eine Geschichte interessirt oder ergözt mehr als die andere, ein Charakter aus unserm Zeitalter und mit unsern Sitten mehr als ein roher oder modernisirter griechischer Held, eine Manier ist besser als die andere: aber alle diese Unterschiede und Nebenumstände hindern doch sein Wohlgefallen nicht, wie bey Leuten von eingeschränktem Geschmacke: sein Hauptvergnügen entspringt aus der Vollkommenheit der dichterischen Darstellung und der Komposition, aus dem Genusse des unveränderlichen Schönen. Je mehr Arten des Guten man kennt, je weniger gewöhnt man sich an Eine allein; je mehr man sich von dem Einflusse solcher Gewohnheiten losmachen kan, je richtiger urtheilt man über Wahrheit und Schönheit; und daher kommt es, daß der Geschmack an Richtigkeit, Feinheit, Allgemeinheit, und folglich an Güte zunimmt, je mehr Meister-

stücke aus verschiedenen Sprachen und Ländern, je mehr Formen und Manieren, je mehr Gattungen des Schönen man kennt. Allgemeinheit des Geschmacks wird aus diesem Grunde nie die Eigenschaft des französischen Publikums seyn: in Paris sind wahrscheinlich mehr Personen von Geschmack, die mit Feinheit und Richtigkeit im Dramatischen urtheilen als irgendwo; aber ihr Wohlgefallen ist nur auf eine gewisse Art der Gegenstände, der Manier und Form und auf die Gattungen eingeschränkt, die sie gewohnt sind: sie wollen keine Dramen, weil ihre Väter keine hatten; sie wollen kein Trauerspiel in Prose, weil seit mehr als hundert Jahren alle in Versen geschrieben wurden; sie finden es unbegreiflich, daß Herzoge, Grafen, Markis auf dem Theater Personen sehen sollen, die nicht zur guten Gesellschaft gehören. Einseitigkeit und Eingeschränktheit ist der Hauptcharakter des französischen Geschmacks und selbst in den Urtheilen ihrer Journalisten merklich, weil die Nation nur sich, nur ihre Sprache, nur ihre Litteratur kennt. Es verhält sich mit der ge-

rühmten Festigkeit ihres Geschmacks wie mit der Festigkeit ihrer Sprache: Eingeschränktheit sollte es heißen: ihre Eigenliebe und Unwissenheit machte aus einem Fehler eine Vollkommenheit, und wir gute Teutsche sind so gefällig und beten es ihnen nach: der größte Fehler ist freilich auf unser Seite.

Es müssen große Veränderungen mit unserm Theater, unser dramatischen Schriftstellerey, in Denkungsart, Sitten, und sogar einige in der Verfassung vorgehn, ehe wir das Publikum in den Schauspielhäusern in Anschlag bringen dürfen, wenn vom teutschen Geschmacke die Rede ist: nur das lesende, das großentheils aus ganz andern Mitgliedern besteht, kommt hier in Betrachtung.

„Aber hat dies werthe lesende Publikum
„nicht auch so rege Verdauungskräfte, daß
„es alles verschluckt, was man ihm vorsezt? Schmeckt ihm nicht Haberstroh
„eben so gut als die feinste Speise?"

Verläumdung! nichts als Verläumdung! Wenn in einer Stadt ein Buchhändler von einem schlechten Buche zwanzig, und ein an-

der von einem guten eben so viele Exemplare absezt, so kan ja Niemand dafür stehen, daß die ersten zwanzig Käufer mit den andern einerley Personen sind: vielleicht giebt es an diesem Orte zwanzig Leute von schlechtem Geschmacke, die das gute Buch nicht kaufen, und zwanzig andere von gutem, die es mit dem schlechten Buche so machen; oder es können zehn unter den ersten einen so großen Lärm von dem mittelmäßigen Produkte machen, daß auch zehn Leute von gutem Geschmacke sich durch die Neubegierde verführen lassen, es zu kaufen, und es verächtlich weglegen, sobald sie seinen wahren Werth wissen. Aus Neubegierde sah der französische Hof les battus payent l'amende, weil es so erstaunendes Aufsehn machte; hat er darum einen schlechten Geschmack? Nein, denn als er es gesehn hatte, fragte man sich verwundert: „Weiter „ist es nichts?" — Nach dem Beifalle des ersten Augenblicks darf man nie urtheilen: er ist eine Entschädigung des mittelmäßigen Schriftstellers für seine Mittelmäßigkeit; darum hat der Himmel Alle in diesem Punkte

gleich gemacht: der Schlechteste kan ihn so gut und zuweilen leichter erlangen, als der Vortreflichste. Aber sobald ein Publikum, wenn es ein besseres Buch kennt, ihm das schlechtere vorzieht, oder auch das schlechte länger als im ersten Taumel der Ueberraschung dulden kan, Gutes und Schlechtes gleich leicht vergißt, dann breche man den Stab über einem so geschmacklosen Haufen. Der erste Beifall ist so blind und so ungestüm, wie die Neigung des Verliebten; nach genauer Bekanntschaft wird entweder Verachtung oder die stille gesezte Liebe eines Ehemanns daraus: man verlangt zu viel, wenn man begehrt, daß es Schriften, die sich nicht merklich auszeichnen, aber sonst viel Gutes haben, beständig nicht aus dem Andenken lassen soll. Gellerts Fabeln und Rabeners Satiren sind noch nicht vergessen, aber Gellerts Komödien und Lehrgedichte und viele seiner Zeitgenossen sind es. Will man aber durchaus dem teutschen Geschmacke Feinheit und Richtigkeit absprechen, so kan man doch mit Gewißheit behaupten, daß ihm diese beiden Eigenschaften nicht lange

mehr fehlen werden, wenn die Schriftsteller in ihren Produkten beständig ein gutes Beispiel hierinne geben — mit Gewißheit behaupten, daß er zwar persönliche, aber nie nationale Einseitigkeit haben, zwar eingeschränkt, aber es nie so sehr seyn wird, wie der französische.

Aber warum soll allein das arme Publikum alle Vorwürfe leiden? Verdient der Geschmack der Schriftsteller keine? Wie soll es nichts als das Gute lieben, da ihm so viel Schlechtes und so wenig Gutes geschrieben wird? Woher soll es feinen und richtigen Geschmack bekommen, wenn es ihn nicht aus unsern Büchern lernen kan? Man darf es den Lesern nicht verdenken, daß sie Beschuldigungen mit Beschuldigungen vergalten.

„Ihr schreyt gleich," sagen sie, „über un„sern elenden Geschmack, wenn wir et„was, das ihr Herren Kenner bewundert, „nicht mit Heißhunger verschlingen; al„lein was können wir dafür, wenn ihr „Gegenstände wählt, die unserm Zeitalter „fremd sind, oder die uns mehr erbauen

„als vergnügen können? Fast alle eure älte-
„ren Dichter wählten Religionsmaterien,
„besangen die Auferstehung, das jüngste
„Gericht, die Erlösung, die Sündfluth;
„versificirten die Bibel und das ganze
„christliche und jüdische System, nahmen
„ihre poetische Sprache aus Luthers he-
„bräisch-griechisch-teutscher Uebersetzung:
„je ehrwürdiger uns alle diese Gegenstän-
„de sind, je weniger wollen wir in Schrif-
„ten des Geschmacks von ihnen hören,
„wo wir nicht Erbauung, sondern Unter-
„haltung und Ergötzen suchen."

Diese Wahl war zu ihrer Zeit sehr heilsam, Werken des Geschmacks Eingang zu verschaffen: die damaligen Leser hatten nur Religionsideen und waren nur gewohnt, religiose Schriften zu lesen: Gedichte von Gegenständen, die wir itzo wählen, hätte man in den Kirchenbann gethan und dem Teufel gleich frisch von der Presse weg übergeben. Klagt und schreyt nicht noch itzo Bigotterie und fromme Einfalt über Schriftsteller, die nicht so moralische Engbrüstigkeit haben wie manche Her-

ren? Was geschah nicht Gellerten, dem Manne voll Skrupel und Bedachtsamkeit?

„So fielen doch diese Ursachen bey den „Nachfolgenden weg, da man schon we„niger Vorurtheil wider die schönen Wis„senschaften hatte; warum holten diese „die Gegenstände aus Völkern und Zeiten „her, die wir nicht kennen? Warum schu„fen sie lauter Ideale? Warum ersannen „sie Situationen, worein wir uns nicht „versetzen können? Was sollen wir mit „Helden, Tirannen, Liebe für Freiheit „und Vaterland? Alles dieses sind für uns „Dinge aus dem Monde: also wundert „euch auch nicht, wenn wir dabey gähnen, „oder sie mit lauer Achtung gut nennen.“ Lauter Dinge, die ihr Corneillen und Racinen zu verdanken habt! Es ist schwer, nicht zu kopiren, wo man nachahmen will, und höchst schwer, mit Riesenschritten seine Muster zu überholen. Warum wollt ihr, Herren Leser, in so wenigen Jahren schon weiter seyn, als die Franzosen in hundert? Wandeln nicht noch immer Helden, Könige und Tiran-

nen mit stolzem Gange im Kothurn auf dem französischen Theater herum? Schütten sie nicht noch immer ihren Grimm in wohlgereimte Verse aus? Erschüttern sie nicht noch immer die Herzen der Zuschauer mit pathetischen Chrien? **Erzählt** nicht noch immer der Leidende, der Zornige, der Verliebte seinen Affekt, statt ihn durch Gedanken, Reden und Handlungen **auszudrücken**? Was noch mehr? Das Publikum ist mit diesen schönen Sentenzen, tragischen Deklamationen und pomphaften **Schilderungen** des Affekts so zufrieden, daß es nichts bessers verlangt und das Bessere sogar verwirft: wenn es nur über gute Gesellschaft lachen will, so ist es ganz billig, daß es nur über die allerbeste weint. Begehrliche Teutsche! wenn die Franzosen sich nicht zu gut dünken, über Tirannen zu weinen, warum schämt ihr euch denn, über sie zu gähnen? — Euer Geschmack ist höchsteinseitig und eingeschränkt: man muß keine Gattung ganz verdrängen: thut gleich das bürgerliche Trauerspiel mehr Wirkung als das heroische, so bringt dieses, wenn der Verfasser sein

Handwerk recht versteht, auch seinen Effekt hervor, obgleich einen andern: erhebt es lieber zur Vollkommenheit; bringt mehr Darstellung hinein; reimt nicht; gebt der poetischen Sprache mehr Mannichfaltigkeit und Stärke; stimmt eure Helden auf einen menschlichen Ton; wechselt dem Affekte gemäß die Silbenmaaße mehr ab; warum wollen wir uns die Gattungen des theatralischen Vergnügens vermindern? Unsere prosaischen Trauerspiele nähern sich ja meistens dem poetischen Ausdrucke in pathetischen Stellen; warum sollen wir denn nicht auch eine Gattnng haben, wo er ganz poetisch ist? Aber freilich, alsdann müssen unsere Schauspieler edler deklamiren und edler spielen lernen: gemeine Minen und Stellungen, gemeiner Ton paßt nicht für die höchste Sprache der Müsen. Das bürgerliche Trauerspiel wirke auf euer Herz, das heroische auf eure Imagination; jenes schreibt in Prose, dies in Versen; jenes sey weniger, dies mehr veredelte Darstellung des menschlichen Lebens.

„Aber es spricht doch kein König in Versen.“

Singt denn einer? und doch seht ihr komische Operetten und habt nichts dawider einzuwenden, wenn Ihre Majestät hintreten und ihren Unterthanen eine Baßarie vorsingen. Das Interesse hängt von der zweckmäßigen Anordnung des Ganzen und der Wahl der Gegenstände ab, die Illusion vom Grade der Anschaulichkeit in der Darstellung und besteht nicht darinne, daß man die Sache **wirklich** zu sehen glaubt, sondern daß die Aufmerksamkeit gefesselt, und in der Imagination ein so lebhaftes Bild erregt wird, als nach unser größern oder geringern Reizbarkeit nöthig ist, um die Empfindungen hervorzubringen, die wir nach der Absicht des Verfassers fühlen sollen. Ob dies in Versen oder in Prose, durch Gesang oder Rede geschieht, das gilt gleich; durch ein Mittel geschieht es **leichter** als durch das andre, und der Dichter muß also bey dem einen mehr Kunst anwenden als bey dem andern; aber der Zuschauer, der bey solchen Nebendingen verweilt, ist mit seinem Geschmacke noch sehr weit zurück: er ist ein kalter Räsonnirer, der seine Hauptaufmerksamkeit

auf das unbeträchtlichste, auf die Form, richtet.

„Indessen da wir nun kein so vollkomme-
„nes heroisches Stück mit so hinreißender
„Anschaulichkeit in der Darstellung zu ha-
„ben glauben, daß wir hinlänglich gefes-
„selt und befeuert werden, um alles Rä-
„sonniren zu vergessen, so wollen wir uns
„zwar an Gegenstände und Form gewöh-
„nen, aber man erlaube uns dafür, die
„Manier dieser Herren ein wenig kalt
„und einförmig zu finden."

Wenn sie es ist oder seyn soll, so nahmen sie diesen Fehler gleichfalls von ihren Mustern an: bewiesen sie nicht in der Folge, daß sie Feuer haben konten, wenn ihre Muster es hatten?

„So wollen wir ihre feurigen Geistespro-
„dukte lesen und die übrigen von etwas
„kalter Natur dankbarlich ins Archiv der
„teutschen Litteratur als historische Urkun-
„den von ihrem Fortgange beilegen. Wir
„lesen gewiß, was uns Vergnügen
„macht."

Und vergeßt es, sobald das Vergnügen vorbey ist.

„Alsdann bildeten wir uns das Vergnü„gen nur ein, oder gaben es nur vor, weil „uns Leute von Geschmack, die den Ton „angaben, nachdrücklich befahlen, daß es „uns Vergnügen machen sollte, und weil „wir uns schämten, etwas nicht schön zu „finden, das Kennern gefiel. Wir lasen „die W—schen Schriften aus dem männ„lichen Alter seiner Autorschaft viel und „mit Begierde, allein wir müssen gestehn, „daß uns unser Beifall nicht recht von „Herzen ging: wir können uns in frem„de Sitten, fremde Namen, in Den„kungsarten und Vorfälle nicht finden, „wovon wir nichts ähnliches vor uns ha„ben: wir kennen weder die Griechen noch „die Ritterzeiten: wir stellen uns daher „in aller Einfalt vor, daß uns der Autor „moderne Figuren mit antiken Armen „und Füßen für ganze Antiken verkauft, „weil auch er diese Leute nur aus Bü„chern kennt: wir glauben zuweilen gar,

„daß es blos Wesen seines Gehirns seyn „mögen, nihil nisi laruae et spectra, la„teinisch zu reden. Seine Manier paßt „auch nicht recht auf unsere Art zu den„ken: wenn man uns sinnlichen Leuten „etwas anschaulich machen will, so muß „man uns erst die Sache sinnlich darstel„len und die allgemeinen Betrachtungen „und Reflexionen hinterdrein folgen las„sen: alsdann denken wir das allgemein „ausgedrückte deutlich, weil wir schon ein „sinnliches Bild davon im Kopfe haben. „Dieser Mann kehrt es gemeiniglich um: „er räsonnirt erst über die Situationen, „eh er sie darstellt, oder läßt seinen Hel„den darüber räsonniren, eh er ihn darein „versezt. Bey uns sinnlichen Menschen „führt niemals die allgemeine Idee die „sinnliche, sondern diese jene herbey. Wir „sind dankbar —

Und doch vergeßt ihr? Sezt ein Werk *) gegen ein anders **) zurück, dessen Verfasser offenbar weniger Dichter war?

*) Agathon. **) Siegwart und Konsorten.

„Von allen, denen wir es aufopferten, „läßt sich es nicht sagen: wir können das „nicht auf ein Haar abmessen: genug, „wir griffen begierig zu, sobald wir etwas „empfingen, worinne wir teutsche Na„men, den teutschen ähnliche Sitten, „Begebenheiten und Situationen fanden, „in denen wir gewesen waren, oder in die „wir leicht gerathen konten: wir freuten „uns, Gegenstände aus der Welt um uns „her, zu sehen: über Manier, Darstel„lung, Komposition urtheilten wir nicht, „wenigstens hatte uns damals noch kein „Schriftsteller durch sein Beispiel in den „Stand gesezt, es zu thun; aus der Spe„kulation und theoretischen Büchern kön„nen wir das nicht lernen: wir urtheilen „hierüber blos nach Gefühl und durch „Vergleichung. Wenn uns die Gegen„stände behagen, so nehmen wir es mit „dem übrigen nicht so genau: ist aber „alles so ausgezeichnet gut, daß es sich „nicht verkennen läßt, so sind wir keine „so stumpfe Seelen, die ungerührt davon

„bleiben. Bey Schriften, die nicht ganz
„gut und nicht ganz schlecht sind, begegnet
„uns wohl zuweilen eine kleine Schwach-
„heit, besonders wenn sie stark mit Moral
„oder pasquillirendem Witze angemacht
„sind; aber wir merken bald, daß wir
„überrascht sind: wir vergessen das Buch
„im Stillen, um uns nicht zu schämen,
„daß es uns einmal gefiel.“

Aber der schreckliche Enthusiasmus, und bald darauf die schreckliche Kälte! Von der äußersten Hitze bis zum Gefrierpunkte herabzufallen! Die Periode, wo der Name Genie so unwürdig gemisbraucht wurde —

„Geschehen ist geschehen. Daß unsern
„Weibern und Mädchen ein Buch gefiel,
„worinne sich ein Mensch halb aus Liebe
„erschoß, und daß dieser Mensch jungen
„Leuten auf der Universität oder kurz nach
„den Universitätsjahren gefiel, weil er
„mit unter sehr jugendlich spricht, das kan
„man ihnen nicht verdenken. Sobald der
„erste Taumel verflogen war, den der Ein-
„druck der Gegenstände verursachte, so

„wurde auch unsere Schätzung dem inne-„ren Werthe des Werks angemessener: „wir erblickten Leerheit, wo wir vorher „lauter Fülle sahen. Aber wozu so viele „Beschuldigungen und Entschuldigun-„gen? Wir begingen vielfältige Sünden „im Loben und Verachten; begingen die „Schriftsteller keine? War es keine Ent-„ehrung unsers Geschmacks, als man uns „zumuthete, uns an den Volksprodukten „zu vergnügen? an schwachen gemeinen „unwichtigen Gedanken, in einen Schwall „niedriger, oft pöbelhafter und wässeriger „Ausdrücke, Provinzialismen, gramma-„tischer Fehler eingehüllt, und mit leeren „Reimen wie mit Schellen behängt! „Ist der gezwungene schwerfällige Witz, „die gedehnte Schreibart, der geschraubte „Witz, die Zusammenstellung der höchsten „poetischen und niedrigsten Redensarten „in so manchen Aufsätzen unser periodi-„schen Schriften feiner und richtiger Ge-„schmack? Ist in den grausamen Mord-„Gift- Würge- und Todtschlagspielen, die

„vor großer Gräßlichkeit zu lachen ma-
„chen, richtiger und feiner Geschmack?
„Ist er in den holprichen, falsch gereim-
„ten und falsch skandirten Versen, die so
„viel Worte und so wenig Ideen, so viel
„Anstrengung und so wenig Nerven ha-
„ben? Sagt uns in der edelsten natür-
„lichsten angemessensten Sprache sinnrei-
„che, schöne, anmuthige, lehrreiche, erha-
„bene Gedanken; wählt Gegenstände,
„die uns gefallen können, und stellt sie
„nicht blos mit Feuer, sondern auch mit
„Beurtheilung dar; glaubt nicht, daß der
„höchste Grad des Ausdrucks bey den Lei-
„denschaften allemal der Beweis der höch-
„sten Dichterkraft ist, und daß man den
„Leser allemal rührt, wenn man seine
„Imagination mit grausen abscheulichen
„Vorstellungen erschüttert; gebt allen eu-
„ren Werken das Kolorit, das Gattung
„und Gegenstand fodern; schreibt nie,
„ohne zu denken, nie aus Eitelkeit, nie
„aus kitzelndem Appetite, den der Ruhm
„eines Andern euch machte, nie, weil der

„Buchhändler einen Roman, ein Trauer„spiel, ein Lustspiel oder eine andere gang„bare Meßware verlangte, sondern alle„mal aus innerem Berufe, mit Beurthei„lung und im edelsten feinsten richtigsten „Geschmacke, und wir werden ihn von „euch lernen: so lange ihr selbst nicht den „besten Geschmack beweist, so lange dürft „ihr euch auch nicht beschweren, daß wir „ihn nicht haben; denn wir kennen das „Gute nur, wenn wir daran **gewöhnt** „sind.“ —

Was soll man Leuten entgegensetzen, die so frey vom Herze sprechen und so sehr Recht zu haben scheinen? Man wird ihnen Recht lassen und ihrem Rathe folgen müssen. Ich mische mich nicht weiter in diesen Zwist zwischen Lesern und Schriftstellern und bemerke nur noch, daß die ersten bey allen Fehlern, die sie selbst eingestehen, oft besser urtheilen als manche Recensenten, die darauf ausgehn, Schriftsteller zu erniedrigen und Andere zu erhöhen, als wenn ein kleiner Geist einen mittelmäßigen erheben und einen großen er-

niedrigen könte: schmähen, verkleinern kan er ihn, aber nicht erniedrigen.

Eben so wenig mische ich mich in die Uneinigkeit der Autoren und Recensenten: man führt vorzüglich große Klagen über ein Journal, das vielleicht zuweilen mit zu eingeschränktem Geschmacke und oft desto einseitiger urtheilt, weil es ein öffentlicher Ort ist, wo jeder erscheinen kan, wenn er nur eine Maske trägt: Freundschaft und Feindseligkeit, Schadenfreude und Tadelsucht müssen daher leichtes Spiel haben, und oft nimmt selbst der Buchhändler die kritische Maske vor, ruft seine Ware aus, oder sezt wenigstens des Andern seine herab: manche Mitarbeiter will man auch beschuldigen, daß sie die Bestimmung des Kunstrichters mehr im Tadeln als in gründlicher Prüfung und Belehrung suchen. Je weniger ich das Recht habe, hierinne zu entscheiden, je mehr werde ich mich hüten, es zu thun. Kritische Schriften sind sehr oft nichts als gelehrte Spinnstuben, Tabaksgesellschaften, Gespräche beym Kaffeebesuche oder in der Assemblee; die Gegenwärtigen unterhalten sich allemal

auf Unkosten der Abwesenden: je niedriger die Gesellschaft ist, je unerbittlicher verfahren sie gegen die Höhern, und dem Könige von Preussen wurden im lezten schlesischen Kriege, den er mit so vielem Ruhm endigte, bey dem Bierkruge mehr Fehler Schuld gegeben, als ihm der erfahrenste General hätte beweisen können: deswegen blieb er doch König und Held.

* * *

Noch sollten wir bey dem Schlusse zwey Fragen untersuchen, die so verschiedentlich beantwortet werden — „sind wir aufgeklärt? „sind die Wissenschaften durch den Geschmack „in Verfall gerathen?“

Die Aufklärung einer Nation muß man nie nach ihren Gelehrten beurtheilen: selbst die Gedächtnißgelehrsamkeit und noch mehr die wissenschaftliche, wenn sie auch ganz einseitig ist, giebt meistens einen **gewissen Grad** der Kultur; denn die Seelenkräfte werden eben wie die körperlichen, durch den bloßen Gebrauch gestärkt. Die größere oder geringere Anzahl der Gelehrten kommt nicht

in Betrachtung, wenn sie blos viel **wissen**, künftige Gelehrte unterrichten und sonst keinen Einfluß auf die ganze Nation haben. Die Menge der wissenschaftlichen Genies ist von mehr Wichtigkeit, wenn auch ihr schriftstellerischer Einfluß auf das Publikum nichts beträgt: sie können schon als Lehrer die Aufklärung **vorbereiten** und sind oft **Anzeichen**, aber nicht allemal **Beweise** der Kultur: so war es Thomasius, Wolf und Andere, die nicht blos Kenntnisse hatten, sondern auch råsonnirten, wenn man ihnen gleich keinen hohen Grad des Genies zugestehen kan. Das Daseyn vieler dichterischen Genies ist der nächste Vorbote: sie weisen den Weg, wie man angenehm schreiben und folglich auf die Nation als Schriftsteller wirken soll: ihr unmittelbarer Einfluß auf das Publikum ist nicht allzeit sehr beträchtlich, aber einen desto heilsamern haben sie auf die Gelehrten. Keiner begnügt sich mehr, im Schulwinkel zu sitzen, zu sammeln, zu lesen und zu lehren: Jeder sucht als Schriftsteller zu glänzen und allgemein gelesen zu werden; will er seinen Wunsch errei-

chen, so muß er seinen Kopf und seine Schreibart poliren, sich Gefühl für das Schöne und Angenehme erwerben und sich um die Kunst, zu gefallen, bemühen: die Gegenstände der edleren Wissenschaften werden in einer ergözzenden leichten faßlichen Sprache vorgetragen, Ideen ausgebreitet, die Nation durch die Lektüre aufgeklärt und polirt. Will man also den Grad der Nationalbildung bestimmen, so frage man erstlich, ob sie gute Dichter hat, die die Gegenstände ihrer Darstellung **aus der Nation selbst nehmen** und also wahres Interesse und Vergnügen erwecken können: zweitens, ob sie viele angenehme Schriftsteller besizt, die wissenschaftliche Gegenstände auf eine unterhaltende populäre Art behandeln; und dann gehe man mit den Leuten um, die keine Gelehrte noch Schriftsteller sind, und wenn sich in allen Ständen, vom höchsten bis zum geringsten, verhältnißmäßig viel gesundes Räsonnement, Kenntnisse aus den edleren Wissenschaften, Geschmack, Liebhaberey für die Litteratur und Lektüre findet, so ist die Nation **kultivirt**: ist in ihren sinnlichen Ver-

gnügungen ein gewisser Schwung, bey Allen etwas Würze, die der Franzose esprit nennen würde; neigen sie sich mehr zu den Ergözlichkeiten der Einbildungskraft, der edleren Sinne und des Geschmacks; herrscht in ihren Gesellschaften viel feiner Witz, Ungezwungenheit, artiges Betragen, Anständigkeit ohne Pedanterey, Politesse; hat ihr Gespräch eben so viel Sachen als Begebenheiten zum Gegenstande, ist es munter, aufheiternd, ohne dogmatischen Ton; wird viel räsonnirt, ohne zu disputiren, gut erzählt, und gehen die Vorfälle, wovon man sich unterhält, mehr ein Ganzes, den Staat, das Publikum, die Litteratur, die öffentlichen Ergözlichkeiten, die Menschheit an, als einzele Personen, oder erzählt man von einzelen Personen nur Dinge, die Geist verrathen oder von Leuten, die Geist haben, belacht oder bewundert werden können, dann ist die Nation **polirt**: der Geschmack hat sich alsdann unter alle ihre Mitglieder und über alle Gegenstände des Lebens ausgebreitet.

Die zweite Frage wird gemeiniglich von Eigenliebe und Pedanterey mit Ja beant-

wortet: sobald eine Wissenschaft, die lange Zeit in Ansehen war, einer andern weichen muß, so schreyen alle ihre Verehrer über Verfall; als die Philosophie die humanistischen Studien aus dem Besitze ihres Ruhms verdrängte, klagten alle Ciceronianer und Variantensammler über Verfall, weil man lateinische und griechische Wortkritik nicht mehr für die höchste Anstrengung des menschlichen Geistes hielt; da Dichtkunst, Beredsamkeit und Geschmack emporkamen, ertönte ein allgemeines Wehklagen über Verfall, weil man lieber angenehme als gründlich langweilige Schriften las. Nach diesen Klagen zu urtheilen, müßten die Wissenschaften seit der Reformation in jedem Menschenalter abgenommen haben; und doch lehrt der Augenschein das Gegentheil. In allen christlichen Jahrhunderten prophezeihte man das Ende der Welt und jammerte über die zunehmende Verderbniß der Sitten; und gleichwohl steht, Gott sey Dank, die Welt noch auf dem alten Orte, und unsere Sitten sind im Ganzen weder schlimmer noch viel besser, als sonst, sondern

nur anders. Alles Eigenliebe! Sind wir jung und thätig, spielen wir selbst noch eine Rolle auf dem Schauplatze des Lebens, so scheint uns die Aufklärung und Erleuchtung alle Tage zuzunehmen, weil sie in uns wächst: werden wir alt, müssen wir unsere Rolle bald abgeben, so sehen wir den Verfall mit jeder Stunde hereinbrechen, weil wir die Hand von der Welt abziehen.

Je mehr die Gedächtnißgelehrsamkeit zur Handlangerin gemacht wird und das Räsonniren in allen Wissenschaften emporkommt; je mehr man nüzliche Kenntnisse und Wissenschaften nicht blos zum Unterrichte der Schüler und Studenten, sondern zur Belehrung der ganzen Nation anwendet; je näher Wissenschaft und Geschmack sich vereinigen, bis sie so vertraute Freunde werden, daß keines ohne das andre seyn kan; je mehr wir in unsern Schriften die Schulmine ablegen; je weniger ist wahrer Verfall zu befürchten, je größer ist die Gewisheit, daß wir vorwärts gehen.

„Wir werden um so viel eher," sagt der Verfasser, „unsere Vorgänger übertreffen, „wenn unsere Regenten mehr Geschmack „an den Wissenschaften finden, wenn sie „den Gelehrten aufmuntern und den Schrift-„steller, der mit dem besten Erfolg arbeitete, „loben und belohnen: gebt uns Medicis, „und wir werden große Köpfe aufblühen se-„hen: Auguste werden Virgile hervorbrin-„gen."

Wenn es nicht zu begehrlich ist, so wünschen wir zu so vortreflichen Gedanken bald vortrefliche Beispiele.

Nachtrag.

1) Nach der Ausarbeitung dieser Schrift kam mir Herrn Adelungs Abhandlung von der teutschen Sprache zu Gesichte: er verwirft darinne den Gebrauch der Wörter **worinne, worinnen, darinne, darinnen**; allein, so sehr er etymologisch Recht haben mag, so scheint mir doch **darin** und **worin** zu hart, vorzüglich wenn ein Konsonant darauf folgt, und die Silbe **ne** oder

nen, die der Gebrauch in manchen Gegenden angehängt hat, ist unstreitig um des Wohlklanges willen hinzugekommen: wir thäten also Unrecht, wenn wir sie vertilgten, und man könte vielleicht die Regel so machen, daß **worinne, darinne** gesezt würde, wenn das folgende Wort mit einem Konsonant, und **worinnen, darinnen**, wenn es mit einem Vokal anfinge.

2) In den Wörtern, die mit **hier** zusammengesezt sind, sollten wir das r durchaus wegwerfen, wenn ein Konsonant darauf folgt — **hievon, hiemit, hiedurch**: so auch, wo es einzel steht — **hie wohnt er, hier und da.** Dies ist keine Neuerung, sondern etwas sehr altes.

3) Von unsern abscheulichen Komparativen ist mir kürzlich ein sehr drolliches Beispiel vorgekommen. — „Dichte Körper „nennen wir darum auch Körper schwere„rer Art, **schwerartigere** Körper; **locke„rere**, Körper von leichterer Art, **leich„artigere** Körper.“ Wer kan das ohne Ekel aussprechen oder hören? — „Mit

„**mehrerer** Anstrengung, die **mehreren** „Eindrücke," und ähnliche abscheuliche Mistöne finde ich mit Verwunderung in einer der neuesten periodischen Schriften.

4) Die Superlatife von den Partizipien in **nd** und **tet** sind eben so unangenehm, wie die Komparatife — **bereitetsten, blühendsten.** Wir thun in solchen Fällen am besten, wenn wir den Superlatif mit **meist, höchst, best** machen: — „in **höchstblühendem** Zustande; die **bestbereiteten** Aecker; die **meistvollendeten** Werke." — „**Ausgebreitetere**" oder „die **ausgebreitetsten** Kenntnisse" ist widrig: man sage, **mehrausgebreitete, höchstausgebreitete** Kenntnisse; und weil **mehr ausgebreitete** Kenntnisse heißen kan plus de connoissances repandues und des connoissances plus repandues, so schreibe man in den ersten Bedeutung „**mehr ausgebreitete,**" in der zweiten, „mehrausgebreitete," um der Zweydeutigkeit auszuweichen. Alles alte Sachen, die wir blos aus der Vergessenheit erwecken!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

X VI_90

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Wezel, Johann Carl,

Ueber Sprache, Wissenschaften und Geschmack der Teutschen

Leipzig 1781

L.germ. 252
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10584399-3
VD18 14891115-001